Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 146 (1978)

Heft: 20

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KIRCHE

Schweizerische Kirchenzeitung

20/1978 146. Jahr 18. Mai

Eins sein, damit die Welt glaube Botschaft der europäischen ökumenischen Begegnung CCEE/KEK 301

Europas Kirchen auf dem Weg zur Einheit Über das Treffen der Vertreter der Konferenz Europäischer Kirchen und des Rates Europäischer Bischofskonferenzen in Chantilly berichtet
Ivo Fürer 302

«Marschhalt» der diözesanen Räte des Bistums Basel Ein zusammenfassender Rückblick auf die letzten Sitzungen von
Max Hofer 305

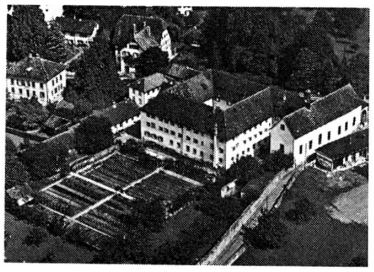
Maria – Urbild der Kirche
Eine Besinnung auf Maria als Urbild der glaubenden, missionarischen, verfolgten und auf Vollendung wartenden Kirche von
Kardinal Joseph Höffner 306

Ursachen des Terrorismus und Voraussetzungen seiner Überwindung
Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz 308

Kollision oder Konfrontation?
Eine theologische Auseinandersetzung mit Brecht, vorgestellt von
Josef Imbach 313

Amtlicher Teil 314

Frauenklöster in der Schweiz
Kloster St. Karl, Altdorf (UR) [Kapuzinerinnen]



Eins sein, damit die Welt glaube

Zum erstenmal haben wir uns aus ganz Europa als Vertreter der Konferenz Europäischer Kirchen und Vertreter der katholischen Bischofskonferenzen Europas vom 10. bis 13. April 1978 in Chantilly, Frankreich, zusammengefunden. Miteinander haben wir das Wort Gottes gehört und gebetet, miteinander haben wir über das gesprochen, was uns in unseren Kirchen und in unseren Ländern bewegt: Fragen der Einheit und des Friedens, besonders im Hinblick auf Europa. Es drängt uns, weiterzugeben, was wir erkannt haben.

Wir sind dankbar für die *Einheit, die uns in Christus geschenkt ist.* Wir übersehen dabei nicht die Spaltungen, unter denen wir bis zur Stunde leiden. Es schmerzt uns, dass wir nicht in der Lage sind, gemeinsam zum Tisch des Herrn zu gehen und dass wir kein ungeteiltes Zeugnis von unserem Herrn zu geben vermögen. Wir bekennen unsere Sünden gegen die Einheit und bekennen zugleich, dass die Gnade des Herrn stärker ist als unser Versagen. Das ermutigt uns, die *volle Einheit* in Christus zu erstreben. Wir denken und sprechen über die Einheit, die wir suchen, in verschiedener Weise. Miteinander können wir sagen, dass wir die freie volle, vielfältige Gemeinschaft in Christus erhoffen und erstreben.

Es ist eine *freie* Gemeinschaft, weil sie ihren Ursprung in der freien Gnade Gottes hat, weil sie im befreienden, erlösenden und versöhnenden Handeln des Dreieinigen Gottes gründet und weil sie die freie Entscheidung des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe fordert. Als *volle* Gemeinschaft wird sie alle Spaltungen überwinden und zur Vollendung bringen, was uns jetzt schon geschenkt ist. Diese Gemeinschaft ist und bleibt *vielgestaltig.* Unser Herr vereint die verschiedenen Glieder, Gaben und Funktionen, die verschiedenen Ortskirchen, Traditionen, Formen der Spiritualität und Weisen, den einen Glauben zum Ausdruck zu bringen. Er verbindet, was getrennt, er versöhnt, was verfeindet ist. «Er ist unser Friede» (Eph 2,14).

Er verpflichtet alle Christen zum *Dienst an der Einheit.* Er sagt jedem von uns: «Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut.» Es gibt keine Nachfolge Christi ohne Bereitschaft zur Einheit.

Lasst uns deshalb miteinander *tun, was eint!* Lasst uns miteinander darangehen, das ganze Evangelium der ganzen Welt mit ganzer Kraft zu bezeugen! Lasst uns nach dem Vorbild des Herrn um die Gnade der Einheit beten, füreinander und miteinander. Je mehr wir voneinander lernen, auf allen Ebenen unseres Lebens uns als «völlig verpflichtete Gemeinschaft» (Neu Delhi 1961) zu erweisen, umso mehr werden wir fähig, unserer Verpflichtung allen Mitmenschen gegenüber nachzukommen. Wie alle seine Gaben ist auch seine Einheit da «für das Leben der Welt» (Joh 6,51). Die Einheit der Kirche und die Einheit der Menschheit, der Friede in Christus und der Friede der Welt sind eng miteinander verbunden. Es gibt keinen Frieden in Christus ohne Einsatz für den Frieden in der Welt.

Deshalb rufen wir unsere Gemeinden auf, die Sache des Friedens in dieser Welt nicht zu unterschätzen oder zu verdrängen. Wir müssen, ohne unsere Bedingtheit durch überpersönliche Strukturen zu übersehen, die Wurzeln der Friedlosigkeit in uns selber entdecken: in unserem Verlangen nach Reichtum, Macht und Geltung, in unserem Freund-Feind-Denken. Unser Herr ruft uns zurück von diesem bequemen aber verhängnisvollen Weg zu dem schwierigen, aber verheissungsvollen Weg der schöpferischen Liebe und Versöhnung. Er selber ist uns auf diesem Weg vorangegangen. Er führt uns aus der Angst in das Vertrauen.

Das ermutigt uns, alle Verantwortlichen aufzurufen, die heillose Steigerung des Wettrüstens zu beenden und das Gleichgewicht des Schreckens durch das Gleichgewicht des Vertrauens zu ersetzen.

Wir bitten alle, die sich aufrichtig für Frieden und Entspannung, für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa einsetzen, angesichts der Schwierigkeiten des Weges nicht zu verzagen, und auf die ersten in Helsinki und Belgrad gemachten Schritte weitere Schritte folgen zu lassen. Versuchen wir geduldig, immer neue Möglichkeiten zum Einsatz für die Menschenrechte zu erkunden. Lasst uns besonders dort, wo Gewalttätigkeiten unter Berufung auf Konfessionen verübt werden, den Mut derer stärken, die nach gewaltlosen Lösungen suchen. «Er aber, der Herr des Friedens, gebe euch in allem den Frieden auf jede Weise» (2 Thess 3,16).

Konferenz Europäischer Kirchen
Rat Europäischer Bischofskonferenzen

Weltkirche

Europas Kirchen auf dem Weg zur Einheit

Vom 10. bis 13. April 1978 fand im Bildungshaus der Jesuiten «Les Fontaines» in Chantilly eine europäische ökumenische Begegnung, organisiert von der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) und dem Rat der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) statt. Die Tagung fand ein breites und mehrheitlich positives Echo. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 12. April 1978 schreibt: «Eine Zusammenkunft wie in Chantilly hat es seit der Reformation nicht gegeben... Chantilly ist noch nicht das Europäische Konzil. Aber es ist nach vier Jahrhunderten Kirchentrennung der Aufbruch auf den Weg dorthin.» In Le Monde vom 15. April 1978 lesen wir: «Katholiken, Protestanten und Orthodoxe Europas haben gewiss nicht diese Tage abgewartet, um sich zu treffen. Der Papst hat im Vatikan den Patriarchen von Konstantinopel wie den Erzbischof von Canterbury empfangen. Trotzdem kann das ‹Gipfeltreffen› von Chantilly als historisch bezeichnet werden, ist es doch das erste Mal, dass sich die Verantwortlichen der Kirchen von Ost und West auf partnerschaftlicher Ebene treffen.» Das DDR-Organ «Neues Deutschland» beginnt seinen Bericht am 13. April folgendermassen: « ‹Die Entspannungspolitik muss auf alle Fälle beharrlich und zielstrebig fortgesetzt werden, es gibt zu ihr keine Alternative.› Dies erklärte der Magdeburger evangelische Bischof Dr. Werner Krusche am Dienstag bei der gegenwärtig in Chantilly bei Paris stattfindenden ‹europäischen ökumenischen Begegnung› .»

Die Teilnehmer

In den 50er Jahren entwickelte sich bei den nichtkatholischen Kirchen einiger Länder die Überzeugung, dass eine kirchliche Zusammenarbeit auf europäischer Ebene wünschenswert ist. Im Jahre 1949 wurde eine Konferenz nach Nyborg in Dänemark einberufen, zur Gründung der *Konferenz Europäischer Kirchen,* welche heute etwa 110 orthodoxe, anglikanische, altkatholische, protestantische (lutherische und reformierte), methodistische, baptistische Kirchen und Gemeinschaften umfasst. Ungefähr die Hälfte der Mitgliedskirchen entstammt Ländern mit sozialistischer Gesellschaftsordnung. Präsident der KEK ist Dr. André Appel, Strassburg, das Sekretariat befindet sich in Genf und wird geführt von Dr. Glen Garfield Williams. Von seiten der KEK nahmen in Chantilly 39 Vertreter, hauptsächlich des Präsidiums und beratenden Ausschusses teil. Es handelte sich dabei um Delegierte ihrer Kirchen, von denen viele die Verantwortung der Leitung ihrer Kirche tragen.

Katholische Partnerorganisation für das Treffen von Chantilly war der *Rat Europäischer Bischofskonferenzen,* errichtet im Jahre 1971. Den Rat bilden 24 Mitglieder, von den Bischofskonferenzen Europas gewählt. Präsident ist Roger Etchegaray, Erzbischof von Marseille und zugleich Präsident der Französischen Bischofskonferenz. Das Sekretariat befindet sich in St. Gallen und wird betreut von Bischofsvikar Ivo Fürer und Generalvikar Paul Huot-Pleuroux (Besançon). An der Tagung von Chantilly nahmen 30 eigens von den Bischofskonferenzen gewählte Bischöfe, zwei Vertreter des Einheitssekretariates und fünf Experten teil.

Beim Treffen in Chantilly handelte es sich nicht um eine theologische Konsultation. Der theologischen Facharbeit dienen Symposien und Kongresse verschiedenster Art und auf verschiedenster Ebene. Es ging in Chantilly auch nicht um eine gemeinsame Formulierung von Glaubensaussagen. Diesem Ziel dienen in erster Linie die bilateralen Gespräche auf Weltebene.

Es handelte sich in Chantilly um ein *Treffen von Verantwortlichen in den verschiedenen Kirchen* zu gemeinsamem Gebet und gemeinsamer Arbeit mit dem Ziel «Einssein, damit die Welt glaube». Einem derartigen Treffen kommt eine ekklesiale Bedeutung zu.

Das Treffen fand auf *europäischer Ebene* statt, dem Kontinent, in dem zwischen Ost und West, Nord und Süd Spannungen und Gefälle politischer und wirtschaftlicher Art bestehen, die eine auffällige Nähe zu den kirchlichen Spaltungen aufweisen. Ist es in diesem Rahmen nicht wichtig, dass sich Vertreter der Kirchen auf den gemeinsamen Ausgangspunkt besinnen und auf das gemeinsame Ziel hinarbeiten?

Die Teilnehmer durften erfahren, wie befruchtend und schwer zugleich eine Begegnung ist über soviele kirchliche Traditionen, Kulturen und gesellschaftliche Situationen hinweg. Die *freudige Erfahrung dieses Treffens* klingt im ersten Abschnitt der gemeinsam verabschiedeten Botschaft, die auf der Frontseite dieser Ausgabe im Wortlaut abgedruckt ist, an: «Zum ersten Mal haben wir uns aus ganz Europa als Vertreter der Konferenz Europäischer Kirchen und Vertreter der katholischen Bischofskonferenzen Europas... zusammengefunden. Miteinander haben wir das Wort Gottes gehört und gebetet, miteinander haben wir über das gesprochen, was uns in unseren Kirchen und in unseren Ländern bewegt: Fragen der Einheit und des Friedens, besonders im Hinblick auf Europa. Es drängt uns, weiterzugeben, was wir erkannt haben.»

Keine Nachfolge Christi ohne Bereitschaft zur Einheit

lautete das Thema, welches in der ersten Sektion besprochen wurde. Kardinal *George Basil Hume,* Westminster, ging in seinem Einführungsreferat vom Geheimnis des Dreifaltigen Gottes aus, in dem kirchliche «Vielfalt in der Einheit» und «Einheit in der Vielfalt» grundgelegt ist.

Der Referent stellte vorerst die Frage: *Welcher Pluralismus der Lehre lässt sich vereinbaren mit der einen geoffenbarten Wahrheit?*

Die Antwort fiel differenziert aus:

a) Eine Vielfalt von Formulierungen, eine Vielfalt von Theologien und Lehren ist legitim, nicht aber eine Vielfalt im Glauben.

b) Das Konzil spricht von einer Hierarchie der Wahrheiten. Davon ausgehend stellte der Referent die für die ökumenische Weiterarbeit wichtige Frage: «Ist es nicht sinnvoll, zu unterscheiden zwischen fundamentalen Wahrheiten, über welche Übereinstimmung herrschen muss, bevor wir in eine ‹koinonia› eintreten können, und andern, weniger fundamentalen Dingen, welche im besten Fall (oder gar nur?) innerhalb der heilenden Gnade der ‹koinonia› selber gelöst werden können?»

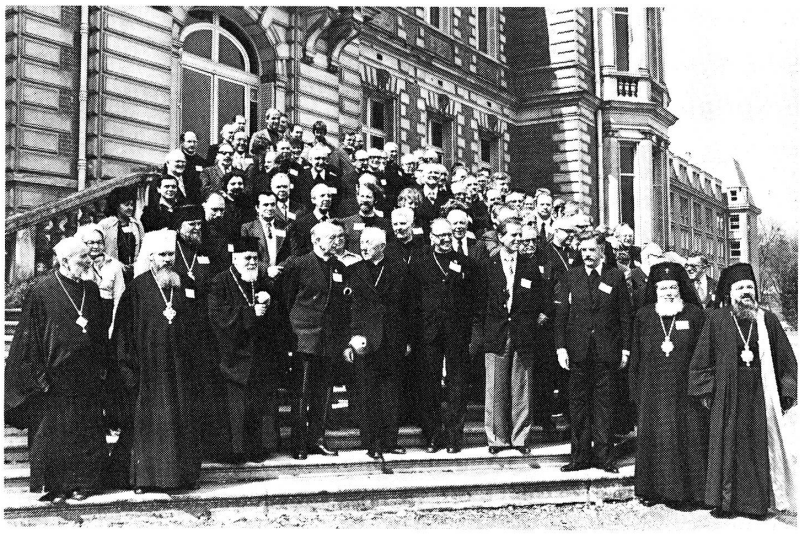
c) Verschiedene Kirchen haben verschiedene Wahrheiten verschieden akzentuiert, was zu unterschiedlicher Art christlichen Lebens und kirchlicher Ordnung führte. Es wird notwendig sein, sich eingehender mit dem bekannt zu machen, was andere Kirchen besonders betonen.

Dann legte der Referent Gedanken über die *«eine Kirche und die Verschiedenheit innerhalb dieser Kirche»* vor. Von grosser Bedeutung ist dabei die Fragestellung. Man soll nicht fragen, welche Art der Verschiedenheit annehmbar ist, sondern welche Art von Pluralismus wünschenswert ist. In den weiteren Überlegungen kann man entweder von der Sicht der Ortskirche oder von der Sicht der Universalkirche ausgehen. Die beiden Ansätze dürfen aber nicht als gegensätzlich betrachtet werden. Von hier aus ging Kardinal Hume auf die Fragestellung ein, welche vom Ökumenischen Rat der Kirchen unter dem Stichwort der Konziliarität oder der konziliaren Gemeinschaft eingeführt wurde. Konziliarität bedeutet echter Ausdruck wahrer Einheit auf jeder Ebene. Der katholische Begriff von Konziliarität beinhaltet «die Gemeinschaft von Ortskirchen unter sich und mit der Kirche von Rom». Dabei müssen aber Primat und Konziliarität als komplementäre Elemente betrachtet werden.

Nikolai A. Zabolotsky von der Russisch-orthodoxen Kirche, Professor in Leningrad und gegenwärtig mit einem Auftrag beim Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf betraut, gab seinen Einführungen zum gleichen Thema den Titel:

«Die Vollkommenheit der Welt – ist dies das Ziel der Einheit?»

Denn er wollte den Zusammenhang zwischen dem Streben nach Einheit der Christen und dem Streben nach Einheit der Menschheit besonders betonen. Schritte eines dynamischen Aufeinander-Hingehens bezeichnete der Referent mit *«koinonia»* (wachsende Gemeinschaft), *«symphonia»* (wachsende Übereinstimmung) und *«synagogia»* (Gemeinschaft, Eintracht, sobornost, Zusammenleben, Zusammengehörigkeit, Übereinstimmung). Den Begriff der Konziliarität stellte er in den Zusammenhang mit dem Begriff der Katholizität, als Versammlung mit und in Christus. Er fasste sodann die wichtigsten Dokumente zum Problem der Konziliarität zusammen und betonte vor allem die vertikale Dimension, welcher im einzigen Glauben, im Gebet und in der Eucharistiefeier Ausdruck verliehen wird.



Er forderte ein Abrücken vom Rationalismus in Richtung auf einen *mystischen Ansatz* im Sinn des orthodoxen Valamo-Dokuments von 1977: «Die Einheit, die wir in der ökumenischen Bewegung suchen, kann nicht (hier fügte Prof. Zabolotsky das Wort ‹ausschliesslich› an) das Produkt einer theologischen Übereinstimmung sein, wie etwa die gemeinsame Unterzeichnung einer confessio fidei. Natürlich ist die theologische Arbeit in diesem Bereich notwendig und muss ernsthaft und qualifiziert durchgeführt werden. Ziel dieser Arbeit aber sollte es sein, zu einem Verständnis der existentiellen Bedeutung der Gemeinschaft der Kirche zu gelangen, insbesondere ihrer sichtbaren Struktur, einem Verständnis, das dem Menschen die Möglichkeit gibt, in eine neue und heilbringende Beziehung zu Gott und der Welt zu treten.» In vierzehn Punkten stellte der Referent Wahrheiten zusammen, über welche unter den Kirchen eine Einigung besteht. Er wies deutlich auf die Öffnung der Kirche im Dienst der Welt hin, auf die «Liturgie nach der Liturgie», welche von den orthodoxen Theologen in der Aussprache immer wieder betont wurde. Von hier aus gesehen ist für die ökumenische Bewegung von ausschlaggebender Bedeutung: Die Kirche kann ihre Aufgabe in der Welt nur dann erfüllen, wenn sie eins ist.

Die Hälfte der Teilnehmer bearbeitete in drei *Gruppen* das Thema der Einheit. In jeder Gruppe waren möglichst verschiedene Kirchen, Länder, Gesellschaftssysteme vertreten. Für manchen katholischen Bischof war insbesondere der direkte Kontakt mit Vertretern der Orthodoxie und ihrer ungebrochenen Sicht in der Bestimmung des Verhältnisses Jesus – Kirche – Eucharistie besonders wertvoll.

Die Ergebnisse wurden in einem *gemeinsamen Bericht* zusammengefasst und der Vollversammlung zur Diskussion vorgelegt. Das jetzige Verhältnis unter den Kirchen wird darin als *prae-konziliäres Stadium* bezeichnet. Die Auslegung von Einheit und Vielfalt von Kardinal Hume und die drei von Prof. Zabolotsky formulierten Schritte fanden breite Zustimmung. Im Anschluss an das Referat von Kardinal Hume wurde die Frage gestellt, ob Amt und insbesondere Petrus-Amt als fundamentale oder weniger fundamentale Wahrheiten zu betrachten seien. Die Frage wurde in der Vollversammlung nicht beantwortet. Im Bericht heisst es, dass die Teilnehmer darin übereinstimmten, dass Gottes Wort im und durch das Volk Gottes lebt, nicht aber ob und wie notwendigerweise eine *kirchliche Lehrautorität* dazutreten muss. Auf dem Weg zur Einheit wurde empfohlen, dass sich alle den *Übereinstimmungen zuwenden,* welche bereits gegeben sind, diese in die Praxis umsetzen sowie die Gemeinschaft durch das gemeinsame Gebet und das gemeinsame Zeugnis in der Welt vertiefen.

Schliesslich empfahlen die Teilnehmer im Bericht, dass die Arbeit auf örtlicher, nationaler und kontinentaler Ebene weitergeführt werde; dass der gemeinsame Fürbitt-Kalender des Ökumenischen Rates der Kirchen verwendet werde; dass die Möglichkeiten des besseren Sichkennenlernens ausgeschöpft werden.

Angestrebt wird eine *volle Einheit,* die in der von der Vollversammlung einstimmig angenommenen Schlussbotschaft folgendermassen formuliert wurde: «Es ist eine *freie* Gemeinschaft, weil sie ihren Ursprung in der freien Gnade Gottes hat, weil sie im befreienden, erlösenden und versöhnenden Handeln des dreieinigen Gottes gründet und weil sie die freie Entscheidung des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe fordert. Als *volle* Gemeinschaft wird sie alle Spaltungen überwinden und zur Vollendung bringen, was uns jetzt schon geschenkt ist. Diese Gemeinschaft ist und bleibt *vielgestaltig.* Unser Herr vereint die verschiedenen Glieder, Gaben und Funktionen, die verschiedenen Ortskirchen, Traditionen, Formen der Spiritualität und Weisen, den einen Glauben zum Ausdruck zu bringen.»

Kein Friede in Christus ohne Einsatz für den Frieden in der Welt

Die erste Einführung zum zweiten Thema gab der lutherische Bischof Dr. *Werner Krusche,* Magdeburg. Er stellte vorerst die Voraussetzung des Titels in Frage: Haben wir wirklich am Frieden Christi fraglos teil? Die Kirchen sind getrennt. Kirchen, die keinen Frieden miteinander haben, sind nicht fähig, etwas für den Frieden in der Welt zu tun. Er legte sodann Überlegungen zum Begriff *«Frieden in Christus»* vor, was versöhnte Vielfalt heisst, und was mit dem Frieden Christi unverträglich ist. Krusche wies auf die negative Rolle hin, welche die Kirchen in der Geschichte weitgehend gespielt haben. Als Beitrag für die weitere Arbeit stellte der Referent die Erfahrungen, welche bisher in der KEK gemacht wurden, zusammen.

Unterschiedliche kirchliche Traditionen und gesellschaftliche Systeme spielen dabei eine Rolle: «Bei jeder Zusammenkunft der KEK ist die ganze komplexe *politische Situation Europas* mit dem Gegensatz der beiden Gesellschaftssysteme knisternd präsent... Wir haben gelernt, aufeinander Rücksicht zu nehmen, und zwar so, dass von denjenigen, die in der politisch einfacheren Position sind (und die ist da, wo die Kirche eine privilegierte Stellung hat oder wo weltanschaulicher Pluralismus herrscht), die stärkere Rücksichtnahme erwartet werden darf. Der dadurch entstehende Eindruck, dass in der KEK eine gewisse Akzentverlagerung nach einer bestimmten Seite hin geschieht, wird dabei zu tragen sein. Wir sind der Meinung, dass Nachgiebigkeit und Rücksichtnahme etwas verschiedenes ist.»

Krusche stellte die Frage, welches der *spezifische Beitrag der Kirche* sei. Die Kirche müsse in der Verkündigung vom Frieden zwischen Gott und den Menschen, und vom endgültigen Frieden in der Gottesherrschaft ausgehen. Wie Gott den ersten Schritt getan hat, zielt christlicher Einsatz auf eine Politik des ersten Schrittes hin. Christliche Friedensarbeit darf aber die Wirklichkeit des Bösen nicht übersehen, muss Einsicht in die eigene Schuld vermitteln und sich andererseits gegen alle Verteufelungen zur Wehr setzen. Die Verkündigung wird ergänzt durch das Gebet. «Hier sind real abgründige Widerständigkeiten wegzubeten.» Darüber hinaus müssen sich die Kirchen an den sonst geschehenden Bemühungen um eine friedliche Welt beteiligen. Sie dürfen sich nicht vor die Politik des eigenen Staates spannen lassen, sondern müssen sich in der Richtung des kommenden Friedensreiches Christi einsetzen.

Bischof *Emile Josef de Smedt,* Brügge, sprach zum gleichen Thema. Wie man bei Bischof Krusche deutlich spürte, dass er in einem Land mit sozialistischem Gesellschaftssystem lebt, spürte man bei Bischof de Smedt, dass er aus einem Land stammt, welches sich besonders für die Einigung Europas im Sinn der Europäsichen Gemeinschaft und des Europarates einsetzt. Der Referent ging von der äusseren sehr *bedrohlichen Situation* aus, fragte sich, wer über Krieg und Frieden entscheidet und wie weit UNO und internationale Konferenzen einerseits und die öffentliche Meinung andererseits auf solche Entscheidungen einwirken können. Die Kirchen haben die Rolle der Belehrung und der Bewusstseinsbildung wahrzunehmen. Es kann aber Situationen geben, in welchen sie einen gewissen Druck auszuüben haben.

Der Referent überlegte dann, welche Aufgaben die Kirchen haben, um der *Friedlosigkeit von ihren Wurzeln und Ursachen her* zu begegnen, nämlich dem übertriebenen Wunsch nach Besitz, der Machtgier, dem Ehrgeiz, der Ideologie als raffiniertester und wirksamster Form der Gewaltanwendung. Die Kirche hat ihren Auftrag für die Erneuerung vor allem von innen her zu leisten.

Bischof de Smedt kam auf den *Aufbau Europas auf dem Fundament Christi und der Apostel* zu sprechen. Er stützte sich dabei vor allem auf das Schreiben der belgischen Bischöfe «Die Sendung Europas» und den Kommentar dazu «Europa aufbauen» vom November 1976. Die Kirchen müssen den Menschen helfen, sich selber zu befreien und zur tatkräftigen Befreiung der andern beitragen. Mit Christus, dem Befreier müssen die Kirchen Europas sich einsetzen für die Entwicklungshilfe, für die Neuverteilung der Güter, für eine Rechtsordnung, welche die Schwachen schützt.

In den drei *Gruppen* dieses Themas und den Vollsitzungen kam beispielsweise die *theologische Frage* zur Sprache, dass die Welt nicht einfach von innen her entwickelt, sondern «getauft» werden muss auf den gekreuzigten und auferstandenen Herrn.

Dass die Kirche ihre Aufgabe in bestimmtem *gesellschaftlichen Kontext* zu erfüllen hat, zeigte sich in verschiedenen Aussagen und Anträgen, etwa im einseitig herausgestellten positiven Zusammenhang der Herrschaftsübernahme der Kommunisten mit der Religionsfreiheit für Minoritätskirchen, im Einsatz von Vertretern der Sowjetunion für eine Verurteilung der Neutronenbombe, in der in westlichen Demokratien möglichen Beeinflussung der öffentlichen Meinung usw.

Der *Sektionsbericht* geht von der gemeinsamen Überzeugung aus, dass trotz der bestehenden Spaltungen ein Einsatz für den Frieden aus dem Glauben und der Liebe *möglich und notwendig* ist. Dieser erfolgt durch Gebet, Bewusstseinsbildung, wachsendes gegenseitiges Verständnis, Friedenserziehung und gemeinsames Handeln. Das *Verbindende* soll immer mehr betont werden als das Trennende, eine Atmosphäre des Vertrauens, der Offenheit und der Wahrheit soll gefördert, ein Lebensstil nach dem Evangelium angeregt, theologische Überlegungen über Menschenrechte und Gerechtigkeit sollen vertieft werden. Als besonders dringende Probleme zählt der Bericht auf: Terrorismus und Verbreitung der Gewalt, ausländische Arbeitnehmer, Abrüstung und Waffenhandel.

Die *Gesamthaltung* gibt der *Text der Botschaft* besonders deutlich wieder: «Lasst uns miteinander darangehen, das ganze Evangelium der ganzen Welt mit ganzer Kraft zu bezeugen! Lasst uns nach dem Vorbild des Herrn um die Gnade der Einheit beten, füreinander und miteinander... Wir müssen, ohne unsere Bedingtheit durch überpersönliche Strukturen zu übersehen, die Wurzeln der Friedlosigkeit in uns selbst entdecken: in unserem Verlangen nach Reichtum, Macht und Geltung, in unserem Freund-Feind-Denken. Unser Herr ruft uns zurück von diesem be-

quemen aber verhängnisvollen Weg zu dem schwierigen, aber verheissungsvollen Weg der schöpferischen Liebe und Versöhnung... Das ermutigt uns, alle Verantwortlichen aufzurufen, die heillose Steigerung des Wettrüstens zu beenden und das Gleichgewicht des Schreckens durch das Gleichgewicht des Vertrauens zu ersetzen.»

Gemeinsames Gebet und getrenntes Abendmahl

Die Wichtigkeit des Gebetes wurde in den Gesprächen immer wieder betont. Das Treffen von Chantilly wurde einberufen zu *gemeinsamem Hören des Evangeliums, gemeinsamem Gebet* und *gemeinsamem Gespräch.* So zogen sich die Teilnehmer jeden Mittag gemeinsam zur Meditation zurück. Gemeinsames Gebet beschloss die Tagesarbeit. Darin wurden die Teilnehmer besonders inne, dass sie im Namen des einen Herrn versammelt sind, wenn auch dieses Gebet zugleich erschwert und bereichert wurde durch die verschiedenen Sprachen und durch die verschiedenen gottesdienstlichen Traditionen.

Jeder Tag wurde mit einer *Eucharistiefeier* begonnen. Am ersten Tag handelte es sich dabei um eine Konzelebration der römisch-katholischen Teilnehmer, der Kardinal Suenens vorstand. Am zweiten Tag waren die Teilnehmer zu einer reformierten Abendmahlsliturgie geladen, die Präsident Appel leitete. Der dritte Tag wurde eröffnet mit der orthodoxen Gregorius-Liturgie der vorgeheiligten Gaben, in der das Erbarmen Christi angerufen wird auf die Fürbitte «unseres Vaters unter den Heiligen, Gregorius des Dialogen, Papstes von Alt-Rom». Vorsteher der Liturgie war Metropolit Alexy von Tallin und Estland in Moskau.

Die Kommunion konnte immer nur ein Teil der Anwesenden empfangen. Hier empfanden wohl alle die Trennung am deutlichsten und schmerzvollsten. Bei allen Diskussionen kamen die Teilnehmer immer wieder auf dieses Problem zu sprechen. Eine sehr lebendige Erfahrung liegt hinter dem Satz der Botschaft: «*Es schmerzt uns, dass wir nicht in der Lage sind, gemeinsam zum Tisch des Herrn zu gehen* und dass wir kein ungeteiltes Zeugnis von unserem Herrn zu geben vermögen.»

Dass die Teilnehmer mit dieser Frage gerungen haben, geht aus dem Bericht der ersten Sektion hervor: «Deshalb haben wir einander in Chantilly die *folgenden Fragen gestellt:* Müssen wir volle Übereinstimmung im Glauben erreichen, bevor wir das Brot miteinander teilen? Mit welcher Begründung wird unterschieden zwischen der Eucharistie als einer der Möglichkeiten, in Einheit zusammenzuwachsen, und der Eucharistie als einem Zeichen der erreichten Einheit? Wenn Christus der Gastgeber am Abendmahlstisch ist, warum können wir seiner Einladung dann nicht zusammen folgen? Wenn andererseits kirchliche Gemeinschaft und eucharistische Gemeinschaft identisch sind, haben wir dann schon jetzt das Recht, miteinander das Abendmahl zu feiern? Wie explizit muss dieser Ausdruck des Glaubens sein, wenn wir uns den heiligen Geheimnissen nähern?»

Was wird weiter geschehen?

Das Treffen von Chantilly ist abgeschlossen. Referate, Sektionsberichte und Botschaft sollen den Kirchen zur Verfügung gestellt werden. Die persönliche Erfahrung der Teilnehmer bleibt. Der herzliche Abschied war ein Zeichen dafür, dass unter den Teilnehmern etwas gewachsen ist. Der Wunsch nach einer neuen derartigen Begegnung wurde allgemein sehr deutlich ausgesprochen. Weiterhin gilt, was Erzbischof Etchegaray in seinem Einführungswort sagte: «*Niemand weiss, was Gott mit unserem Treffen von Chantilly beabsichtigt; wir können uns denken, dass unser Treffen mithelfen wird, die Wege der Einheit für Europa und für die Christen in Europa weiter auszubauen.*»

Ivo Fürer

Kirche Schweiz

«Marschhalt» der diözesanen Räte des Bistums Basel

Es entspricht wohl auch in der Kirche heutigen Führungsprinzipien, von Zeit zu Zeit Effizienzkontrollen durchzuführen. Nachdem eine gewisse Ermüdung in kirchlicher «Räte- und Kommissionstätigkeit» festzustellen ist, war es besonders interessant, zu sehen, wie die beiden Beratungsorgane des Diözesanbischofs, die die Priester und die Laien repräsentieren, ihre Arbeit einschätzen. Unter der Leitung von Bischofsvikar Anton Hopp hielten der Priester- und der Seelsorgerat des Bistums Basel in den vergangenenen Sitzungen Rückblick auf die erste Hälfte der laufenden Amtsperiode, um Anregungen für die zweite Hälfte ihrer Arbeit zu erhalten.

Priesterrat: so gut wie die einzelnen Mitglieder

Eines der wichtigsten Ergebnisse, das der Ausschuss des Priesterrates aus den Gruppenberichten formulierte, war die allgemein gültige Forderung: Die einzelnen Mitglieder des Priesterrates müssen sich noch viel mehr bewusst werden, dass dieses die Seelsorger des ganzen Bistums vertretende Beratungsgremium des Bischofs nur so gut sein kann, wie sie selber. Zieht man den Hintergrund dieser Aussage in Betracht, treten konkrete Aufgaben an den Tag, deren Lösung die Tätigkeit des Priesterrates nicht bloss lebendiger, sondern vor allem fruchtbarer machen kann. So weist der Ausschuss darauf hin, dass jedes Mitglied die Möglichkeit hat, Vorschläge oder Vorstösse zu machen, sowie, gemäss Statuten, selber ein Thema aufzugreifen.

Die Mitglieder des Priesterrates werden darauf aufmerksam gemacht, dass die Themen, die die Räte behandeln, sowohl in der Schweizerischen Kirchenzeitung als auch in «Évangile et Mission» veröffentlicht werden, mit der bewussten Absicht, zu veranlassen, unter den Mitbürgern darüber zu sprechen. Die Information über die Tätigkeit des Rates ist zu verbessern: Nebst Artikeln in der Presse sollen in Zukunft die Dekanatsversammlungen so angesetzt werden, dass die Mitglieder im Priesterrat nicht nur über dessen Arbeit informieren, sondern auch Anregungen entgegennehmen können. Sehr realistisch war der Hinweis, dass für dieses Traktandum in den Dekanatsversammlungen immer am Anfang Zeit reserviert werde.

Pastoral wichtige Themen koordinieren

Welch vielfältige und unmittelbar mit der praktischen Seelsorge zusammenhängende Fragen der Priesterrat in der zweiten Hälfte der Amtsperiode behandeln könnte, zeigte die kurze Bestandsaufnahme möglicher Themen, die aber nicht alle von den Räten behandelt werden können: Austritte aus der Kirche; Pastoral an geschiedenen Wiederverheirateten; seelsorgerliche Betreuung jener Gläubigen, die ohne Trauung zusammenleben; Stellung des Pfarrers; Priesternachwuchs und Bildung im Priesterseminar; Entwicklung in der Kirchengesangbuchfrage; Messtipendien; Gottesdienst aus der Sicht der Laien. Bei der Behandlung solcher und ähnlicher Themen, die nicht bloss für den Priesterrat, sondern auch für andere Gremien, wie Generalvikariats, - Regionaldekanen - und Dekanenkonferenz, sowie das Domkapitel und den diözesanen Seelsorgerat aktuell

werden können, ist eine Koordination wie bisher unumgänglich.

Wille zur Mitverantwortung

Beim Rückblick auf die Tätigkeit des Seelsorgerates fiel der eindeutige Wille auf, die Mitverantwortung, die den Laien im kirchlichen Leben zukommt, auch auf Bistumsebene wahrzunehmen. Das kam nicht bloss in den positiven, sondern auch in den negativen Feststellungen zum Ausdruck. So zeigte zum Beispiel die themenbezogene Erfolgskontrolle, dass die Fraktionsarbeit sachgerecht und gut, die Themenwahl richtig, die Beratungen konkreter als früher waren. Anderseits waren die Zusammenarbeit Priesterrat-Seelsorgerat mangelhaft, die Information vom Seelsorgerat zur Basis ungenügend und die Zielsetzungen für die Beratungen oft zu wenig klar. Hie und da wirkte die Doppelfunktion des Leiters der Verhandlungen als Vorsitzender des Rates und Mitglied der Bistumsleitung erschwerend.

Um die Arbeit des Rates noch effizienter zu machen – die Nützlichkeit der pastoralen Hilfen, zum Beispiel für die Betagtenarbeit, ist allgemein anerkannt – wollen die Mitglieder vor allem die Information verbessern: Persönlich durch Gespräche mit anderen engagierten Laien, durch Mitarbeit in Gruppen sowie durch Kontakte mit Pfarreiräten; auf regionaler und auf Fraktionsebene durch regelmässige Information in Pfarrblättern und Teilnahme an Arbeitstagungen. Die Mitglieder sind sich dabei bewusst, dass sie Schwierigkeiten, wie zum Beispiel mangelhaftes Interesse bei den Laien und Priestern, überwinden müssen.

Hoffnungsvolle Massnahmen

Um die Wirksamkeit in der zweiten Hälfte der Amtsperiode zu verbessern, beschloss der Seelsorgerat aufgrund der zahlreichen Anregungen unter anderem folgende Massnahmen:

Es sind vermehrt Arbeitsgruppen einzusetzen, um Stellungnahmen des Rates vor der Sitzung vorzubereiten.

Die Sitzungsarbeit ist nach Möglichkeit auf eine Hauptthematik zu beschränken, wobei mindestens die Hälfte der zur Verfügung stehenden Zeit für Gruppenarbeit im Kommissionsstil verwendet werden soll.

Die Fraktionen überlegen die Prioritäten in der Behandlung der grossen Anzahl von Themen.

Wenn keine klaren Beschlüsse des Seelsorgerates oder Entscheidungen des Bischofs vorliegen, hat der Ausschuss die Aufgabe, die Thematik wachzuhalten und möglichst bald einer definitiven oder vorübergehenden Lösung zuzuführen.

Die Wirkung der erarbeiteten Papiere ist zu kontrollieren.

Sachgeschäfte

In seiner Frühjahrssitzung hat der Priesterrat sich auch mit den Feststellungen des Seelsorgerates über den Religionsunterricht auseinandergesetzt. Als Sachverständiger hat dabei Rektor Karl Kirchhofer, Luzern, mitgewirkt. In diesem Zusammenhang regte der Priesterrat an, der Ausschuss möge prüfen, ob es sinnvoll sei, zukünftig neue Ausgaben von Religionsunterrichtsbüchern dem Priesterrat zur Vernehmlassung zu geben. Ferner stimmte der Priesterrat mit einer Gegenstimme dem Vorschlag zu: Als mögliches Thema für den Fortbildungskurs 1979 auf Dekanatsebene soll «Das Beten des Priesters» mit besonderer Berücksichtigung des Stundengebetes aufgrund des definitiven Breviers ins Auge gefasst werden.

Dass die Synodentexte noch lange nicht ganz und genau zur Kenntnis genommen worden sind, zeigt folgender Beschluss, den der Seelsorgerat im Zusammenhang mit einer Information über die Probleme der Interkommunion fasste: Jedes Mitglied verpflichtet sich, die mit einem Thema zusammenhängenden Synodentexte jeweils eingehender zu studieren.

Max Hofer

Pastoral

Maria – Urbild der Kirche

In Maria findet die Kirche sich wieder; denn Maria ist das Urbild der glaubenden, der missionarischen, der verfolgten und der auf die Herrlichkeit des Herrn hoffenden Kirche.

I. Maria ist das Urbild der glaubenden Kirche

In Maria erleben wir die Urhaltung des Menschen vor Gott: das gläubige Sichöffnen, das demütige und dankbare Empfangen, das Sich-verlieren in der liebenden Hingabe an Gott ohne Vorbehalt, das Ergriffenwerden von Gott, dass Verfügbarsein. Maria überantwortete sich dem Willen Gottes. Im Magnifikat spricht sie von ihrer Niedrigkeit, auf die Gott herabgeblickt hat (Lk 1,48). Maria lebt nicht aus ihren eigenen Erwartungen, Plänen und Wünschen, sondern allein aus dem Willen Gottes. Ihr Leben hatte keine andere Mitte als Jesus allein.

Maria ist deshalb das Urbild der glaubenden, sich an den Herrn hingebenden Kirche. Der Glaube ist ja nicht nur das Fürwahrhalten der geoffenbarten Wahrheiten. Er ist Lebensentscheidung auf Christus hin.

Es wirkt sich unheilvoll aus, wenn der Mensch Gott an den Rand drängt, wenn er sich selber nicht loslassen will, sondern sich und alles, was er hat, festhält und besitzen möchte. Gott rief den Menschen zu: «Wo bist du?» Der Mensch antwortete: «Ich hatte Angst; und da habe ich mich versteckt» (Gen 3,9–10). Der Mensch findet nur dann zu sich selbst, wenn er aus seinem Versteck herauskommt, über den eigenen Schatten springt und sein Leben gläubig in dem verankert, dem er alles, auch sich selbst verdankt.

Im Glauben Marias ist Gott der Grosse, der Herrliche. «Machttaten wirkt er. Gewalthaber stürzt er» , ruft sie im Magnifikat aus. Heute reden viele nur dann von Schuld, wenn Menschenrechte verletzt werden. Gegen Gott zu sündigen – ihn zu leugnen, ihn nicht mehr anzubeten, nicht mehr am Gottesdienst teilzunehmen – wird als belanglos hingestellt. Das ist nicht marianisch.

Im Licht des Glaubens vermögen wir das Richtige vom Falschen, das Echte vom Unechten, das Kirchliche vom Unkirchlichen zu unterscheiden. Der Glaube macht uns aus bloss wissenden zu weisen Menschen, und das ist mehr. Weisheit ist mehr als messerscharfer Verstand. Oft sind einfache Menschen weise, das heisst reif im Urteil über das Eigentliche, während Menschen, die sehr viel wissen, in den letzten Lebensfragen unglaublich blind sein können. «Ich rate dir», heisst es in der Geheimen Offenbarung, «kaufe von mir Salbe zum Bestreichen deiner Augen, damit du sehend wirst» (Offb 3,18).

Wir erkennen immer deutlicher, dass die Errichtung von Bauten, dass Organisationen, Strukturpläne, Tagungen und Konferenzen für sich allein nicht genügen. Erst recht wird es nicht zu einem Aufbruch in der Kirche kommen, wenn an die Stelle des Glaubenszeugnisses das sozialkritische, religionskritische, kirchenkritische und bibelkritische Alleshinterfragen tritt. Die Gottesmutter Maria möge uns eine neue Liebe und Begeisterung für Christus und seine Kirche vom Herrn erflehen und auch den Mut zum «Anderssein», das heisst den Mut, gegen den Strom zu schwimmen.

Wir beten, wie die Kinder von Fatima: «O, mein Gott, ich glaube an dich, ich bete

dich an... Ich bitte dich um Verzeihung für jene, die nicht an dich glauben».

II. Maria ist das Urbild der missionarischen Kirche

Maria hat ihr Ja-Wort stellvertretend für die ganze Menschheit gegeben. Sie wusste, dass das Unbegreifliche, das mit ihr geschah, nicht ihr privates Glück sein dürfe, dass sie vielmehr in die Selbstentäusserung ihres Sohnes, in das Erlösungswerk Christi hereingenommen war. Damit steht Maria in einer zweiten Hinsicht als Urbild der Kirche vor uns: Sie ist Urbild der missionarischen Kirche.

Als der Engel Maria verlassen hatte, «machte sie sich auf den Weg zu Zacharias und Elisabeth» (Lk 1,39). Das ist ein bedeutsames Wort. Maria bringt Christus. Sie verkündet Christus. Christus in sich tragen heisst: Christus weitertragen. Die Kirche kann nicht anders als missionarisch sein. Jesus hat den Jüngern den Auftrag gegeben: «Geht hin in alle Welt und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen» (Mk 16,15). In der Sendung zu allen Völkern kommt zum Ausdruck, dass die Kirche *katholisch* ist. Sie ist als «das allumfassende Sakrament des Heiles» (LG 48) ihrem Wesen nach missionarisch.

Wir alle nehmen teil am missionarischen Auftrag der Kirche. Christsein heisst Zeuge sein. Der Herr hat gesagt: «Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen, und was will ich anders, als dass es brenne?» (Lk 12,49). Das Feuer erhält sich nur dadurch, dass es übergreift; sonst verzehrt es sich in sich selbst und erlischt. Überall, wo wir leben, sollen wir Zeugen Christi sein. Nicht nur im Gotteshaus, nicht nur in der Familie, sondern im Beruf, im Urlaub und in der Öffentlichkeit.

Je mehr der Herr uns in seine Liebe hereinnimmt, desto mehr sendet er uns aus zum Dienst an den Brüdern und Schwestern. Ihr kennt das Wort Christi: «Wer den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter» (Mk 3,35). Papst Gregor der Grosse (gestorben 604) hat über dieses hintergründige Wort eine Predigt gehalten, in der er sagt: «Wir wundern uns nicht, das der Herr uns... seine Brüder und Schwestern nennt... Aber wir finden es merkwürdig, wie er jemanden seine Mutter nennen kann». Der heilige Gregor gibt eine Antwort, die uns zu Herzen geht. Er sagt: Bruder und Schwester Jesu werden wir durch die gläubige Hingabe an ihn. Seine Mutter aber werden wir, wenn wir ihn verkündigen: «Wenn du den Herrn durch dein Wort und Tun im Herzen deines Mitbruders lebendig machst, so gebierst du gleichsam den Herrn. Und wenn durch dich die Liebe zum Herrn im Herzen deines Mitbruders geboren wird, so wirst du gleichsam Mutter Christi». Von Lourdes und Fatima geht eine missionarische Kraft aus. Denn viele haben dort den Glauben an den Herrn Jesus Christus und an seine jungfräuliche Mutter wiedergefunden.

Wer die Botschaft Christi weiterträgt, wird etwas Seltsames erfahren: die Welt wehrt sich dagegen. Auch Maria hat das erlebt. Sie musste mit ihrem Kind vor Herodes fliehen. Der greise Simeon sagte zu ihr: Dieses Kind wird «ein Zeichen sein, dem widersprochen wird», und auch deine Seele, so wandte er sich an Maria, «wird ein Schwert durchdringen» (Lk 2,34). Maria ist das Urbild der duldenden und verfolgten Kirche.

III. Maria ist das Urbild der verfolgten Kirche

Die Zeit zwischen Pfingsten und dem Jüngsten Tag liegt im argen. In dieser Zeit hat auch das Böse Raum in der Welt. Das hat auch Jesus Christus erfahren. In Nazareth gerieten die Zuhörer Jesu «in heftigen Zorn»; sie «sprangen auf» und suchten ihn den Felsen hinabzustürzen (Lk 4,28–29). In Jerusalem «entstand seinetwegen ein Zwiespalt unter dem Volk» (Joh 7,43). Viele wurden «irre an ihm», und er «wunderte sich über den Unglauben» (Mk 6,3.6). Den Jüngern Jesu erging es nicht anders. Als Stephanus das Wort Gottes verkündigte, «knirschten sie mit den Zähnen wider ihn» (Apg 7,54). In Antiochia in Pisidien widersprachen die Zuhöher dem heiligen Paulus «unter Lästerungen» (Apg 13,45). Auf dem Areopag höhnten sie: «Was mag diese Saatkrähe uns schon zu sagen haben?» (Apg 17,18).

Auch heute erfährt die Kirche, wenn sie die Frohe Botschaft Christi verkündigt, den Widerspruch, bis in die Familien und Schulklassen hinein, ja bis zum «Abschütteln des Staubes»: Wo man auf eure Worte nicht hört, da verlasst die Stadt und «schüttelt den Staub von euren Füssen zum Zeugnis wider sie» (Mk 6,11).

Die ersten Zeugen Christi sind die Apostel gewesen. Weil sie Zeugen waren, wurden sie verfolgt. Sie legten das Blutzeugnis für Christus ab. Als Zeugen wurden sie Märtyrer. Wo Christi Zeugen sterben, da ist sein Reich, da ist seine Kirche.

In den ersten christlichen Jahrhunderten sind viele Märtyrer für Christus gestorben. Der römische Schriftsteller Tacitus spricht von einer «Ingens multitudo», von einer «ungeheuren Zahl» (AN. XV. 44.4). Aber in keinem Jahrhundert seit Christi Geburt ist soviel Märtyrerblut geflossen wie im aufgeklärten, emanzipierten, stets von Fortschritt und Humanität redenden 20. Jahrhundert, wie ja überhaupt seit 2000 Jahren in keinem Jahrhundert soviel Menschenblut vergossen worden ist, wie in unserem Jahrhundert: in den zwei Weltkriegen, in der Judenverfolgung, in den Rassenkriegen, in den Bürgerkriegen, bei Gewalttaten und Terrorakten in aller Welt. Ob es in den letzten 22 Jahren unseres Jahrhunderts unblutiger zugehen wird, ist sehr zweifelhaft.

Maria ist das Urbild der duldenden und verfolgten Kirche. Als Maria unter dem Kreuz stand, wird mancher Bewohner Jerusalems bei sich selbst gedacht haben: «Das ist das Ende; das ist die Katastrophe». Vielleicht wird auch heute mancher meinen: «Mit der Kirche ist es bald aus». Aber wie Maria das Urbild der duldenden und verfolgten Kirche ist, so ist sie auch das Urbild der auf die Herrlichkeit des Herrn hoffenden Kirche.

IV. Maria ist das Urbild der auf Vollendung wartenden Kirche

Maria hat gelitten. Sie ist gestorben. Heute sagen viele, der Tod führe ins absolute Nichts. Jenseits des irdischen Lebens gebe es kein anderes, ewiges Leben; das Glück, das der Mensch auf dieser Erde nicht gehabt habe, habe er in alle Ewigkeit verloren. Der Mensch müsse deshalb seine kurze Lebensspanne aussnützen und auskosten, soviel er nur könne.

Maria tröstet uns: Verzaget nicht. Gott verheisst euch das ewige Leben, die ewige Jugend, die ewige Zukunft.

Marias Sterben war ein frohes Heimkehren zu ihrem Sohn. Christus hat seine Mutter mit Leib und Seele in seine Herrlichkeit aufgenommen. Maria ist die Ersterlöste, die Vollerlöste. In Maria wird offenbar, was Gott mit der Erschaffung des Menschen eigentlich gemeint hat, was er dem Menschen zugedacht hat. Gott hat uns nicht für den Tod, sondern für das Leben, nicht für die Unfreiheit, sondern für die Freiheit, nicht für die Trauer, sondern für die Freude erschaffen.

Wir ehren die Jungfrau Maria als die Königin des Himmels und als Unsere Liebe Frau. «Notre Dame» nennen sie die Franzosen, «Nostra Signora» die Italiener. Von Unserer Lieben Frau fällt ein Glanz auf jedes Mädchen, auf jede Frau, auf jede Mutter. In Maria ist die Frau geehrt.

Heute wird nicht selten gesagt, die Frau müsse endlich ihre Würde erhalten. Ich weiss nicht, ob die moderne Gesellschaft wirklich auf dem Weg ist, die Würde der Frau zu mehren. Wer vermag die Marienbilder zu zählen, die in früheren Jahrhunderten geschaffen worden sind: Welches Frauenbild spricht aus diesen Bildern, aus dem Antlitz dieser Madonnen?

Und heute? Ist das Frauenbild der Illustrierten und der Filme wirklich edler und würdiger? Wird die Frau nicht weithin zum «Ding» erniedrigt, zum Blickfang, zum Lockvogel in der Werbung? Ist die Pornographie nicht eine unerhörte Entwürdigung der Frau? Der Pan-Sexualismus ist keineswegs ein Zeichen von Kraft und Vitalität, sondern er gleicht eher einem seichten, abgestandenen, fauligen Gewässer, das das ganze Land überflutet hat. Als mündige Christen werden wir gegen den Strom schwimmen, auch wenn wir nur wenige sind. Der Prophet Elias klagte einst vor Gott: «Die Israeliten haben dich verlassen». Gott aber entgegnete: «Siebentausend werde ich in Israel bewahren, jene nämlich, die ihre Kniee nicht vor dem Götzen Baal gebeugt und ihn nicht mit ihrem Mund geküsst haben» (1 Könige 19,14.18). Wir hoffen, dass es diese siebentausend auch heute gibt. Wir hoffen, dass wiederum eine junge Generation heranwächst, die Reinheit und Keuschheit liebt und die jungfräuliche Gottesmutter ehrt. Glaubt jenen nicht, die heute sagen, Maria habe ihren Sohn nicht durch die Kraft des Heiligen Geistes, sondern von einem irdischen Vater empfangen. Wer so redet, hat sich vom Glauben der Kirche getrennt.

Die Kirche Jesu Christi folgt ihrem Urbild, der Gottesmutter Maria, auf ihrem Weg in die Herrlichkeit des Herrn. «Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern wir suchen nach der zukünftigen» (Hebr 13,14). Aus der Fremde ziehen wir in die Heimat, aus dem Zelt in das Vaterhaus, aus dem vergänglichen in das Ewige Leben, wo wir Jesus Christus und seine Mutter in der Gemeinschaft der Heiligen von Angesicht zu Angesicht sehen werden. In der grossen Gemeinschaft der Pilger in Lourdes und Fatima erahnen wir, wie herrlich das Kommende ist, da wir am Hochzeitsmahl des Lammes teilnehmen werden.

Die Wiederkunft des Herrn am Ende der Tage ist das letzte heilsgeschichtliche Ereignis. Dann bricht an, wie die Schrift sagt, «der grosse, strahlende Tag des Herrn» (Apg 2,19). Dann ist das Urbild der Kirche, das in Maria vor uns steht, erfüllt: «Der neue Himmel und die neue Erde» sind gekommen (Apk 21,1).

Kardinal Joseph Höffner

Dokumentation

Ursachen des Terrorismus und Voraussetzungen seiner Überwindung

Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz

So vergesslich wir Menschen einer schnellebigen Zeit auch sind, das Wort Terrorismus wird uns so rasch nicht mehr aus dem Gedächtnis schwinden. Zu elementar haben wir die Bedrohung des Lebens und Zusammenlebens erfahren müssen, zu tief sind wir davor erschrokken, wozu Menschen fähig sind, die mitten unter uns leben.

Wir sind es einer Ordnung, die wir bejahen, einer Freiheit, die wir wollen, und den Menschen, die mit uns leben, schuldig, die Grundlagen dieser unserer Gesellschaft nicht untergraben zu lassen. Es wäre gefährliche Träumerei, zu übersehen, dass Freiheit ihr Recht braucht und dass dieses Recht auch durchgesetzt werden muss gegen jene, die schrankenlose Freiheit für sich selber fordern und dieselbe Freiheit den anderen streitig machen.

Wir Bischöfe haben in unserer Erklärung vom September 1977 zum Terrorismus festgestellt: «Den Regierungen von Bund und Ländern fällt die Aufgabe zu, mit allen geeigneten Massnahmen die Rechtsbrüche der Terroristen zu ahnden und neue zu verhindern.»

Und wir haben hinzugefügt: «Wir dürfen aber heute auch nicht der Frage ausweichen, wie es dazu kommen konnte, dass in den vergangenen Jahren in ständig wachsender Zahl und in zunehmender Bedenkenlosigkeit Anschläge auf Frieden und Freiheit, auf Menschenwürde und Menschenleben begangen worden sind. Wo sind Ursachen und Anfänge dieser Untaten, wer sind ihre geistigen Väter?»

Seither ist vieles und Treffendes zu diesen Fragen gesagt und geschrieben worden. Und doch werden wir mit vielen Mitbürgern unseres Landes die bohrende Frage nicht los: Haben wir die Zeichen der Zeit erkannt? Haben wir in Gesellschaft und Kirche, in der Wissenschaft, in den Medien, im Alltag, in der Gestaltung unseres Lebens die Herausforderung angenommen, in die uns die grausamen Tatbestände des Terrorismus gerufen haben?

Es genügt nicht, vor diesen Tatbeständen zu erschrecken, und dann doch nichts zu unternehmen. Wir müssen durch Abwehrmassnahmen und Gesetze Dämme bauen, um uns gegen den Terror zu sichern. Aber diese Dämme allein halten nicht. Wir müssen uns darauf besinnen, wer wir selber sind. Wir müssen davor erschrecken, was mit dem Menschen geschehen kann. Wir müssen uns fragen, wie der Mensch in solche Abgründe hineingeraten konnte.

Wir Christen dürfen dieser Konfrontation nicht ausweichen. Wir glauben an den Gott, der alle diese Abgründe im vorhinein gesehen und ermessen hat, der sich davor aber nicht zurückzog, sondern für uns Menschen und um unseres Heiles willen Mensch geworden ist. Wir glauben an den Gott, der den Adam, der vor sich selbst erschrak, aus seinem Versteck herausgeholt hat. So hat sich Gott des Menschen in seiner unverstellten Wirklichkeit angenommen. Er hat sie mit ihm getragen und von innen her geheilt und gewendet.

Liegt hier nicht auch unsere Aufgabe heute? Es genügt nicht, uns in ein allgemeines Schuldbewusstsein und Schuldbekenntnis zu flüchten. Es genügt aber auch nicht, kühl und treffend zu analysieren und so zu tun, als ob es uns persönlich nichts anginge. Vielmehr gilt es, die Wirklichkeit nüchtern zu sehen, die Not mitzutragen und nach Wegen zu suchen, die weiterführen.

Aus dieser Sicht ergreifen wir Bischöfe nochmals das Wort in dem Gespräch über die Ursachen und Hintergründe des Terrorismus. Unser Wort will nicht abschliessendes Urteil, es will Anstoss zum Weiterdenken, Impuls zur Besinnung und Neuorientierung sein, die gerade jetzt fällig ist, da manche sich der trügerischen Hoffnung hingeben könnten, mit den vorgesehenen gesetzlichen Massnahmen sei das Entscheidende getan.

I. Wie konnte das kommen?

Es ist müssig, nochmals alles aufzureihen, was andere schon bei der Suche nach den Gründen und Hintergründen des Terrorismus zu Tage gefördert haben. Dennoch halten wir es für hilfreich, auf folgende drei Tatbestände aufmerksam zu machen:

Erster Tatbestand: Es gibt Menschen unter uns, die zu Taten fähig wurden, die sie sich selbst und die wir ihnen noch vor einigen Jahren nicht zugetraut hätten. Hier ist doch etwas im Denken und Empfinden dieser Menschen vorgegangen, dem wir auf die Spur kommen müssen. Und diese Menschen sind nicht Einzelgänger, sondern sie sind verflochten mit anderen, die – wenn auch zögernd und indirekt und gewiss aus unterschiedlichsten Motiven – ihre Aktionen mitgetragen oder doch ermöglicht haben.

Zweiter Tatbestand: Die Menschen, die wir Terroristen nennen, und jene, die mit ihnen und ihrem Tun in Verbindung stehen, sind aus unserer Gesellschaft hervorgegangen. Sie sagen auf der einen Seite ein radikales Nein zu dieser Gesellschaft und wandern aus ihr aus. Doch zum andern ist es eben diese Gesellschaft, die ihrem Denken und Verhalten den Nährboden bereitet, in dem ihr Nein zu dieser Gesellschaft und ihrer Lebensweise gedeihen kann. Wo in dieser Gesellschaft ist solcher Nährboden zu finden? Wo bereiten auch wir ihn vor?

Dritter Tatbestand: Die Menschen, die wir Terroristen nennen, und die Kreise, die ihnen nahestehen, leben in einer Welt, in der es Christentum und Kirche gibt. Nicht wenige von ihnen haben christliche Erziehung erfahren, wohl alle haben einmal vor der Frage gestanden, wie sie sich zur Botschaft und zum Anspruch des Christentums verhalten sollen. Warum sind diese Botschaft und dieser Anspruch nicht zur prägenden Kraft geworden? Was haben da wir Christen, was hat da die Kirche versäumt? Wo ist eine Neuorientierung fällig?

Geistige und menschliche Voraussetzungen

So sehr man darüber streiten mag, ob dies für die «zweite Generation» der Terroristen auch noch zutreffe, mit der wir es heute vor allem zu tun haben, so unbezweifelbar gilt doch: am Anfang der terroristischen Bewegung standen Zielbilder einer Gesellschaft der totalen Gerechtigkeit und Gleichheit. Die Devise hiess: Glück ist machbar, erreichbar für alle, und wir müssen den Weg dahin einschlagen und die anderen auf diesen Weg mitnehmen, auf diesen Weg zwingen! So grob und ungenau dies formuliert sein mag, es kennzeichnet im Umriss das «Ideal» derer, die vor etwa 10 Jahren den Aufstand probten, in dessen Gefolge der Terror von heute kam. Was übrigblieb, ist der Drang zur absoluten Veränderung. Diesen Drang kann es nur geben, wenn das Ziel, um das es geht, ein bloss diesseitiges, ein im Grunde aus eigener Kraft erreichbares ist. Wenn das Ziel hier, innerhalb der Geschichte liegt, wenn ich es machen kann, dann gibt es keine letzten Massstäbe mehr, die mir irgendein Mittel verbieten. Am Anfang der Gewalt steht so immer jene Überheblichkeit des Menschen, der glaubt, mit eigener Kraft sein Ziel erreichen zu können und es aus eigener Kraft erreichen zu müssen. Solcher Hochmut und Wahn erwecken einen Rausch und eine Radikalität, die vor nichts zurückschrecken.

Dies soll keineswegs heissen, alle Menschen, die sich auf bloss diesseitige Ziele orientieren, würden notwendigerweise auch Gewalttäter. Nicht selten gibt es Kräfte einer letzten Bindung und Sittlichkeit, die auch den nur aufs Diesseits orientierten Menschen halten und zurückhalten. Aber im Grunde bieten sie keine letzte Sicherung, die Unverfügbares und Unantastbares schützt. Wo alles verfügbar wird, besteht die Gefahr, dass auch alles zerstörbar wird und die Hemmungen gegen die Gewaltanwendung fallen.

Es gehört ausdrücklich zur Theorie vieler marxistisch geprägter Ideologien, dass auf dem Weg zum Ziel die Gewalt gegen Sachen und gegen Menschen nicht auszuschliessen ist. Es wäre jedoch falsch, dies nur als eine Besonderheit des Marxismus zu kennzeichnen. Tiefer betrachtet, ist der Einsatz von Gewalt zumindest dort nicht auszuschliessen, wo der Mensch keine Massstäbe und Ziele mehr zulässt, die Welt, Gesellschaft und Geschichte übersteigen.

Es hat den Anschein, dass der Optimismus, die vollkommene Welt zu erreichen, für viele Akteure der Terroristenszene zusammengebrochen ist. Aber selbst wenn Optimismus und Ideal zusammenbrechen, bleibt der Rausch der Veränderung, und die Zerstörung wird zur Feier dieses Rausches.

Es ist klar: Wem jedes Mittel recht ist, um seine Ziele zu erreichen, der schreckt vor der Gewalt nicht zurück. Und alles wird ihm zum Mittel, in letzter Konsequenz auch er selbst und sein Leben. Gerade dies erschreckt uns immer wieder bei den Aktionen des Terrors und den Verhaltensweisen der Terroristen: eine äusserste Kaltblütigkeit, die kein Mitempfinden mehr zu kennen scheint und der auch kein eigenes Opfer mehr als zu hoch erscheint. Bande der Familie und der Freundschaft werden durchschnitten oder schamlos und rücksichtslos ausgenützt. Das radikale Nein zu allem, was besteht und gilt, schliesst auch das Nein zu allen Werten und Regungen ein, die als menschlich gelten. Was mit dem Pathos des Einsatzes für mehr Menschlichkeit begonnen hat, endet in einer Selbstzersetzung der Menschlichkeit.

Nichts läge uns ferner als die Bereitschaft zum Opfer für ein Ziel abzuwerten. Trauen nicht gerade deswegen viele junge Menschen uns keine lohnenden Ziele mehr zu, weil wir zu scheu sind, Opfer zu verlangen? Dies aber ist die Tragik in der Lebensgeschichte vieler Menschen, die in den Sog des Terrorismus geraten sind: die Bereitschaft zum Opfer schlug um in die Bereitschaft, sich selbst zu vergeuden. Das Opfer aber vergeudet nicht, sondern es verschenkt. Opfer ist nicht gegen jemand, sondern für jemand. Opfer geschieht um eines höchsten Sinnes willen. Selbstvergeudung und Selbstzersetzung des Menschlichen sind dagegen Zeichen der Sinnleere.

Eine andere Geisteshaltung, die zum Terrorismus führen kann, ist das radikale Nein zur Institution. In diesem Nein finden die Terroristen viele Bundesgenossen, die oft genug nicht überschauen, wohin solche Bundesgenossenschaft sie führt.

Es gehört beinahe zum guten Ton, sich kritisch gegen jede Institution abzusetzen. So werden etwa die Institutionen Ehe, Familie, Kirche und Staat verdächtigt, die Freiheit des einzelnen zu behindern, ihn an das Interesse anderer zu versklaven und seinen Spielraum einzuengen. Sie werden beschuldigt, bestehende Verhältnisse zu zementieren, überkommene Vorurteile gegen Vernunft und Freiheit durchzusetzen. Wer könnte bestreiten, dass Institutionen gegenüber der Freiheit des einzelnen übermächtig werden können, einer Freiheit, die sie doch schützen und stützen sollen? Doch wer dürfte auf der anderen Seite übersehen, dass jene, die Institutionen ablehnen, keine andere Alternative anzubieten haben als das Chaos, in dem die Freiheit des einzelnen ungeschützt und ungestützt zugrunde geht? Und zudem: Ist nicht oft genug der Ruf nach Abschaffung der Institutionen nur der erste Schritt in ein Gewirr von Kräften hinein, dem der einzelne wehrlos ausgeliefert ist und aus dem dann zwangsläufig neue Institutionen und Strukturen der Gewalt entstehen?

Zutiefst ist ein Nein zur Institution ein Nein zur eigenen Endlichkeit des Menschen. Wer Freiheit haben möchte ohne Vorgabe, ohne Bindung und ohne Geborgenheit in einer übergreifenden Ordnung des Miteinander, der leugnet, dass der Himmel jetzt nicht verfügbar und nicht machbar ist. Und wenn wir nicht wahr haben wollen, dass wir Geschöpfe sind, dass unsere Freiheit also endliche, geschöpfliche Freiheit ist, dann führen wir selbst eben jenes Chaos herbei, das wir in äusserster Konsequenz im terroristischen Nein zur Institution erleben.

Dies mindert nicht, sondern mehrt die Notwendigkeit, dass Institutionen sich nicht behäbig ausruhen dürfen auf ihrem Bestand, sondern sich erneuern müssen aus dem Leben und der Freiheit derer, die sie tragen und erfüllen. Der einzelne und die Gesellschaft aber sind aufgerufen, Kraft, Mut und Fantasie aufzubringen, um die Institutionen sinnvoll zu gestalten und zu erneuern.

Es wäre töricht, jenem Denken, aus dem die kritischen Anfragen an unsere Gesellschaft und ihre Lebensform erwach-

sen, die Schuld für den Terrorismus anzulasten. Es ist nun einmal das Geschick von Gedanken, dass sie verstanden und missverstanden, gebraucht und missbraucht werden können. Dem Wort Gottes in der Bibel ergeht es keineswegs anders. Aber wie uns, den Verkündigern, die Verantwortung dafür obliegt, das Wort zu wahren und für seine rechte Auslegung und für sein rechtes Verständnis Sorge zu tragen, so gibt es auch die Verantwortung jener, die prägende Gedanken entwerfen und vermitteln, für das, was ihre Gedanken ausrichten. Auch Gedanken fallen nicht in ein Niemandsland, sondern sie wirken in Raum und Zeit. Dies mitzubedenken, fordert die Verantwortung.

Es muss hier zu denken geben, dass in vielen wirkmächtigen Entwürfen der Weg der Wissenschaft und der Gesellschaft losgelöst wird von unbezweifelbaren und unverfügbaren Grundlagen. Die Aufgabe wird gerade darin gesehen, diese Grundlagen in Frage zu stellen, sie durch je andere Hypothesen und Modelle abzulösen. Kritik, ja ständige Negation werden als neue ethische Haltung propagiert. Aber gerade diese Ethos – so zweifelhaft es ist – muss sich dann auch selbst befragen lassen nach den Folgen und Wirkungen, nach den Einseitigkeiten und Verkürzungen eines solches Denkmodells. Und solche Fragen dürfen nicht als Verdächtigung abgewiesen werden, sie sind im Interesse einer recht verstandenen kritischen Einstellung geradezu notwendig.

Gesellschaftliche Hintergründe

Es wäre falsch, in den Ideen und Einstellungen der Terroristen eine ungeheuerliche Verdrehung des Geistes und des Herzens zu sehen, mit der unsere Gesellschaft aber nichts zu tun hat. So wenig wir unsere Gesellschaft idealisieren dürfen, so falsch wäre es, die positiven Kräfte und Entwicklungen ausser acht zu lassen, die in dieser Gesellschaft am Werk sind. Sie ist eine freiheitliche, sie gibt uns so viel Chancen sozialer Gerechtigkeit und menschlicher Entfaltung, wie dies kaum in einer anderen Epoche einmal der Fall war. Un doch wirft der Terrorismus ein Schlaglicht auch auf diese Gesellschaft. Seine Abwendung vom Bestehenden, seine Kritik an ihm kommen nicht von ungefähr; denn auch die Verhaltensmuster des Terrorismus stehen nicht einfach beziehungslos neben den Verhaltensmustern, die in unserer Gesellschaft um sich greifen. Dazu wollen wir einige Gesichtspunkte aufzeigen.

Prüfen wir uns doch einmal selbst. Spielen Ziele, die weiterweisen als das, was sich mit Macht und Können machen lässt, spielen Massstäbe, die nicht nur auf Ruhe und Fortkommen gerichtet sind, wirklich eine Rolle für uns? Oder sind uns Werte, Ziele und Massstäbe nur solange recht, wie sie uns nicht stören? Und erschöpfen sich unsere Ziele in dem, was die glückliche Kombination von Wohlstand und Freiheit gerade noch zulässt? Es wäre töricht, die Bedeutung der ganzen elementaren Bedürfnisse und Wünsche des Menschen zu übersehen und nicht dafür Sorge zu tragen, dass hier alle zu ihrem Recht und zu ihrer Entfaltung kommen. Das gehört unabdingbar dazu. Aber wenn das alles wäre, dann wäre das Leben nicht mehr menschlich. Nur wenn wir uns auf mehr verständigen und nach mehr miteinander streben, sind die Grundlagen des Menschlichen auch in den Krisen- und Konfliktsituationen der Gesellschaft gesichert.

Wir können aber nicht bestreiten, dass die Massstäbe und Vorstellungen innerhalb unserer Gesellschaft immer mehr von pragmatischen Rücksichten bestimmt werden, dass die Übereinstimmung in den Inhalten und Zielen des Menschseins immer schmaler wird. Dann aber können wir der Anfrage nicht ausweichen: Wer bloss pragmatische Ziele verfolgt, der hat keine letzte Hemmung, für sie auch Gewalt einzusetzen. Wenn auch wir uns bloss auf solche Zielsetzungen verstehen, was setzen wir dann den Ideologien entgegen, die umschlagen zu Gewalt?

Das Sinnbild unserer pragmatisch ausgerichteten Lebensweise sind die ungezählten Gebrauchsgegenstände, die wir einen Augenblick lang geniessen und nutzen, und dann wegwerfen. Manchmal zucken wir bei dem Gedanken zusammen, dass wir so unseren eigenen Vorrat an Lebensmöglichkeiten aufbrauchen und den Spielraum für unsere Zukunft, für unsere Nachwelt einengen. Aber es fällt uns schwer, daraus nüchtern Konsequenzen für unser Alltagsverhalten zu ziehen.

Doch die Wegwerfdinge sind nur Sinnbilder für die Wegwerfwerte. Wenn die Treue uns nicht mehr behagt, wenn Bindungen uns nichts mehr bedeuten, wenn Überzeugungen sich nicht mehr bezahlt machen, wenn das, was uns einmal heilig war, uns ein ungewohntes Opfer abverlangt, dann sind wir rasch bei der Hand mit dem Wort «Unzumutbar». Und wen wundert es dann, wenn auch unser Leben und das Leben anderer in die Gefahr gerät, Wegwerfleben zu werden?

Wir erschraken über die Selbstzersetzung des Menschlichen im Umkreis des Terrorismus. Und das Schicksal des Menschlichen bei uns und in uns?

Wir sind alledem nicht wehrlos ausgeliefert, aber wir sind doch von ihm angefochten. Es braucht uns darum nicht zu erstaunen, wie rasch und wie krass das Feld der Sinnleere zwischen dem behäbigen Pragmatismus und der schnellebig-nervösen Wegwerfkultur wächst. Wenn plötzlich einmal die Lebens- und Zukunftschancen ernstlich bedroht sind, wenn eine Wirtschaftskrise hereinbricht und Arbeitslosigkeit bedrohlich wächst, wenn die Sicherheiten im Berufsleben und die Aussichten der Schulabgänger abnehmen: dann ist diese eine ernste Situation. Dann müssen wir das Fällige tun, um der Lage Herr zu werden, und wenn jene, die in Arbeit und Sicherheit sind, die anderen vergessen, tun sie wahrhaft Unrecht. Aber hinter dem oft hektischen Kampf gegen solche Bedrohungen steckt häufig mehr als bloss die Reaktion auf objektive Umstände. Es scheint, als ob unsere Gesellschaft sich des Ganzen, des Sinnes, der in alledem liegt, nicht mehr sicher wäre.

Ähnliches erfahren wir ja auch gerade dann, wenn alles klappt und gut geht. Noch nie wurde so sehr der Leerlauf empfunden wie in dem Augenblick, da alles auf vollen Touren lief. Der Stress des Funktionierens und der Zwang des Leistens und Konsumierens werden so oft beklagt, dass wir schon versucht sind, solche Worte nicht mehr ernst zu nehmen. Aber wenn wir an die Zahlen der Selbstmorde und Selbstmordversuche sowie an die mannigfachen Ausflüchte aus der Wohlstandsgesellschaft in Rausch und Droge denken, dann stehen wir unausweichlich vor der Frage: Soll uns der lautlose Auszug aus unserer Gesellschaft, soll uns die stille Verzweiflung am Leben und am Sinn weniger bewegen als der grelle Protest und der frontale Angriff des Terrorismus? Und wie leicht führt der Weg vom einen zum andern?

Religiöse Zusammenhänge

Es gibt vereinzelt Anhaltspunkte für einen betont religiösen oder antireligiösen Hintergrund im Leben der einen oder anderen Gestalt aus dem Bereich des Terrorismus. Wir werden uns Zeit dafür nehmen müssen, dem behutsamer nachzugehen. Vordringlicher ist zunächst die Frage: Was sind das für religiöse Denk- und Verhaltensmuster, die einen Menschen auf den Weg zum Terrorismus gebracht haben oder die ihn so abgestossen haben, dass er den Weg zur Gewalt gegangen ist.

Auch hier kann es nicht darum gehen, in Theologie und Kirche ein paar Schuldige zusammenzusuchen und ihnen die Last des Terrorismus aufzubürden. Dennoch tut Besinnung auch in der Kirche not.

Das Heil, das Gott uns in Jesus Christus schenkt, ist nicht nur Heil für das Jen-

seits, sondern auch Heil des Menschen hier und jetzt. Gott schafft und erlöst die Welt und will, dass wir unseren Glauben in der Gestaltung der Welt bewähren. Wer nur auf das Heil hofft, das Gott am Ende seines Lebens und am Ende der Geschichte schenken wird, es sich dabei aber gleichgültig sein lässt, wie es neben ihm aussieht, der hat die Grösse und Fülle der christlichen Botschaft nicht verstanden.

So gross die Gefahr dieser Einseitigkeit ist, so verkehrt und so gefährlich ist die gegenteilige Verkürzung. Wir nennen sie mit einem Schlagwort: «Horizontalismus». Hier wird das Heil Gottes in die Welt hinein verlagert und in eine machbare und erreichbare Zukunft verwandelt. Hier wird der Anspruch Gottes, dass wir ihn aus ganzem Herzen und über alles lieben sollen und unsere Nächsten wie uns selbst, eingeengt auf einen blossen Impuls der Mitmenschlichkeit.

Diese horizontalistische Verkürzung des Glaubens und die Resonanz, die sie fand, haben verschiedene Gründe. Ein Grund liegt in der Schwierigkeit, Aussagen des Glaubens dem Verständnis des modernen Menschen zu erschliessen.

Zudem gibt es einen gewissen Nachholbedarf gegenüber einer Theologie, die Diesseits und Jenseits, Heil und Welt zu stark trennt, und schliesslich auch die Anpassung an die allzu optimistischen Ideologien des Fortschritts. Vom notwendigen und sinnvollen neuen Akzent bis hin zur Entstellung und Verfremdung des Glaubens begegnen uns hier die unterschiedlichsten Spielarten.

Die Gefahr, sich aus einem idealen, religiösen Impuls in Ideologien der blossen Weltveränderung zu verrennen, liegt auf der Hand. Wo Gott aus dem Glauben ausgeklammert wird und nur noch der Anspruch übrig bleibt, die Welt anders und besser zu machen, geschieht eine Zersetzung des Glaubens, die der Selbstzersetzung des Menschlichen kaum Einhalt gebieten kann. Nur wer Gott und den Himmel in der Theologie wahrt, wahrt den Menschen und die Erde.

Dass Extreme sich berühren, ist eine alte Weisheit. Sie gilt auch für die Theologie. Manches spricht dafür, dass nicht nur eine Vermengung zwischen Irdischem und Geistlichem, sondern auch eine radikale Trennung zwischen beidem einer Mentalität Vorschub leisteten die bis hin zum Terrorismus führen konnte. Wo der Glaube Sache der blossen Innerlichkeit wird, da bleibt das Verhältnis zu irdischen Realitäten wie Politik, Wirtschaft und Wissenschaft von ihm unberührt. Wer nur Gott sucht mit seinem Herzen und nicht auch mit dem Herzen Gottes die Welt und den Menschen, der verliert oder verdirbt gar den Menschen und die Welt.

Die Abneigung vieler Menschen in unserer verwalteten Welt gegen alles, was Institution heisst, richtet sich auch gegen die Kirche. Der Anspruch, den sie vertritt, lastet um so schwerer, weil er sich ans Innerste des Menschen richtet, weil er nicht der Verfügung unserer Freiheit anheimgegeben werden kann, und schliesslich weil er sich nicht in einer unmittelbaren Erfahrung hier und jetzt ausweist.

Muss sie also vor der Schwierigkeit, sich verständlich zu machen, kapitulieren? Dies wäre ein Rückzug von dem Auftrag des Herrn; es wäre ein Rückzug von dem Geist des Herrn, der uns als Haus und Familie Gottes auch für diejenigen anziehend machen möchte, die draussen stehen. Institution muss bleiben, auch wenn manche daran Anstoss nehmen. Es gehört zum Anspruch des Herrn an seine Kirche, dass sie seine Liebe glaubwürdig und verständlich anbietet und so den Menschen Heimat bereitet.

Es wäre aber auch ein Irrweg, Kirche nur als bergende Gemeinschaft zu sehen und sie in viele kleine Gruppen aufzulösen. Sie darf das nicht aus den Händen geben, was ihr der Herr als Sendung aufgetragen und was sie deshalb durchzutragen hat in der Hoffnung, dass er in ihr mehr vermag als sie aus sich selbst.

Kirche, bloss als kalte Institution erfahren, würde abstossen, weckte Agression und gäbe dem Menschen auf die Frage nach dem Sinn keine glaubwürdige Antwort. Kirche als blosse Ansammlung einzelner Gruppen zerfiele und führte zur Sektenbildung.

Gerade heute, da die Menschen Halt und Bergung suchen, ist Kirche gefragt. Es ist Chance und Anspruch unseres Glaubens, der menschlichen Freiheit jenes Mass und jene Erfüllung zu geben, die wir aus uns nicht vermögen, die uns aber den Raum der Gemeinschaft als Heimat eröffnen.

Die Frage heisst nicht: mehr Anforderung oder mehr Geborgenheit? Beides zugleich hat der Mensch notwendig, damit er erfährt: Ich bin ernst genommen und ich bin angenommen. Gott hat sich ganz für mich eingesetzt. Darum wird er mir zum Ziel, für das ich mich ganz einsetzen kann.

Horizontalistische Theologie, weltlose Innerlichkeit und die Spannung zwischen Institution und Heimat in der Kirche stehen sicher nicht in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem bestürzenden Phänomen des Terrorismus. Sie zeigen eher an, weshalb es Christentum und Kirche nicht gelungen ist, denen, die wir Terroristen nennen, eine anziehende Alternative zu ihrem Weg nahezubringen; und sie zeigen auch an, weshalb so viele glauben in der Kirche das nicht mehr zu finden, was sie suchen und ersehnen, und sich anderen Idealen und Gemeinschaften zuwenden.

Das Grundproblem:
das rechte Verständnis von Freiheit

Alle unsere bisherigen Überlegungen spiegeln ein Grundproblem wider: die Not der Freiheit. Wohl nie war die Sehnsucht nach Freiheit so mächtig wie in der Epoche der Neuzeit. Der Mensch fand sich nicht mehr damit ab, in einer ihm vorgegebenen Welt das eine oder andere von dieser an jene Stelle zu rücken; er wollte seine Welt von Grund auf neu gestalten, sie selber planen und entwerfen.

Nun aber steht unsere menschliche Freiheit vor dem, was sie aus sich selber nicht mehr vermag. Sie steht vor der Alternative: entweder sie nimmt ihre Abhängigkeit von Gott an oder aber sie zerstört sich selbst.

Nur wenn unsere Freiheit zu dem durchstösst, der sie geschaffen hat und der allein sie erlösen und erfüllen kann, wird sie davor bewahrt, zerstörerischer Leerlauf zu werden. Die Abhängigkeit der Freiheit von Gott bedeutet zugleich Anerkennung von Massstäben und Werten, über die wir nicht selber verfügen können, bedeutet Ehrfurcht vor dem Menschen und vor aller Schöpfung und schliesslich auch das Ja zu einer konkreten geschichtlichen Ordnung in Gesellschaft und Kirche.

Das Entscheidende in unserer Situation ist also dies: die Freiheit muss ihr *freies* Ja sagen zur Abhängigkeit von Gott, zu den Grundwerten und Grundhaltungen, die sie gewährleistet, zum Menschen und zur Schöpfung, zur Institution, die notwendig ist, damit Freiheit in dieser Welt bestehen kann. Bindung und Institution widersprechen weder der Würde der kreatürlichen Person noch der Heilswirklichkeit, dem Heiligen Geist.

II. Was sollen wir tun?

Im folgenden können wir nur einige Gesichtspunkte berücksichtigen, die uns vor allem als Kirche wichtig erscheinen.

Verantwortung der Politiker

Der Terrorismus stellt die Grundlagen und den Bestand des Staates und der Gesellschaft in Frage. Daher sind vor allem die Politiker aufgerufen, die Grundlagen und unverfügbaren Grundwerte mensch-

lichen Zusammenlebens entschieden zu schützen. Politik muss immer pragmatisch sein, sonst ist sie wirkungslos. Politik darf aber nie nur pragmatisch sein, sonst untergräbt sie ihr eigenes Fundament.

Politik kann freilich die Grundlagen menschlichen Zusammenlebens und menschlicher Freiheit nur dann wirksam verteidigen, wenn die Politiker sich auch selbst verpflichten, im Umgang miteinander und in der Erfüllung ihres Dienstes jene menschlichen Werte und Einstellungen zu wahren, ohne die sich die Menschlichkeit zersetzt. Wie Politiker Politik betreiben, wie sie ihre eigene Verantwortung menschlich glaubwürdig machen, davon hängt es ab, ob die kritischen und fragenden Menschen in unserem Staat eine Alternative zu utopischen Ideologien oder zu Desinteresse, Resignation und Verweigerung finden.

Statt Konsum, Verschwendung und Wegwerfen muss Ehrfurcht vor dem Leben und vor dem Lebensraum des Menschen die politischen Entscheidungen und den politischen Stil bestimmen.

Dann wird auch ein mutiges Eintreten für Massnahmen, die einfach notwendig sind, um die Institutionen und durch sie den Freiheitsraum des einzelnen in der Gesellschaft zu wahren, auf Verständnis stossen. Freilich ist dabei notwendig, nicht allein auf Publikumserfolg Rücksicht zu nehmen, sondern die Verantwortung auch für unbequeme Schritte durchzutragen, wenn sie im Interesse der Gemeinschaft und der Freiheit erforderlich sind.

Verantwortung der Gesellschaft

Der Ruf nach dem Staat allein genügt nicht. Eine freie Gesellschaft braucht die Mitverantwortung der Gruppen und Kräfte, die sie tragen.

Ist hier nicht die Feigheit fatal, die sich zu nichts bekennt, die über letzte Massstäbe und Werte nicht spricht, die in kritischer und zynischer Distanz abwartet, wo Bekenntnis, Einsatz und klare Entscheidung not täten?

Wir dürfen nicht nur von einem neuen Lebensstil sprechen, wir müssen ihn auch praktizieren. Zu diesem Lebensstil gehören ebenso Entschiedenheit, Klarheit und Mut wie Offenheit, Toleranz und Bereitschaft zur Verständigung und Vergebung.

Die besondere Verantwortung der Intellektuellen haben wir bereits angesprochen. Eine hochentwickelte Gesellschaft lebt von den Gedanken, die in ihr kreisen. Jeder Gedanke, jedes Wort ist ein Same, aus dem gute und böse Frucht wachsen kann. Was gedacht, gesagt, inszeniert, geschrieben und gesendet wird, fällt nicht in ein Niemandsland hinein, sondern wirkt auf lebendige Menschen, prägt Lebenswege und Lebensentscheidungen. Und deshalb appellieren wir an alle, die in Wissenschaft, Lehre, Erziehung, Kunst und Publizistik tätig sind, sich ihrer Schlüsselstellung für die Zukunft unserer Gesellschaft bewusst zu sein.

Wo immer Menschen in Erziehung, Politik, Wirtschaft und Kirche tätig sind, wird es Reibungen geben. Eine konfliktfreie Gesellschaft bleibt Utopie. Es bedarf fortgesetzter Anstrengungen, um die Ursachen von Konflikten zu suchen und entdeckte Störungen in Ordnung zu bringen. Es ist nicht heilsam, «Sand ins Getriebe zu streuen», um damit bewusst ständig Konflikte herbeizurufen. Unsere Zeit braucht Friedensstifter und Versöhnende, wenn die Gesellschaft nicht zu einem Kampfplatz von Feinden werden soll.

Verantwortung der Christen und der Kirche

Wir haben eingangs daran erinnert, dass Christus vor der Last und Not der Menschheit nicht umgekehrt, sondern auf sie zugegangen ist. Auch wir Christen dürfen uns nicht zurückziehen. Zwar müssen wir uns und unser Verhalten immer neu in Frage stellen, aber in Frage stellen durch ein Wort, das gilt und das bleibt: durch das Evangelium. Geben wir ihm die Chance, in uns zur lebendigen Alternative zu werden gegen alle Zerstörung und Verzweiflung, die in den Gedanken, Herzen und Taten der Menschen um sich greifen.

Erkennen wir doch, was gerade heute der Ruf des Evangeliums zur Umkehr und Versöhnung bedeutet.

Gegen den Sog des blossen Pragmatismus, dessen also, was sich nur in Nützlichkeit, Vorteil und Genuss auszahlt, rückt uns das Evangelium jene Massstäbe und Werte vor Augen, die über Welt und Geschichte hinausweisen; gerade so werden wir befähigt, ein unverkürztes Ja zum Menschen zu sagen und unsere Gesellschaft menschlich zu gestalten.

Gegen eine blosse «Wegwerfkultur» wird Kirche zum Anwalt dessen, was den Tag überdauert und gerade deswegen das heute erträglich macht.

Gegen die Sinnleere setzt die Nachfolge Christi jene Ziele, die den ganzen Einsatz, die ganze Hingabe lohnen und so die Langeweile und die Lust am Zerstören bannen.

In dem Masse, wie Christen und Kirche das Evangelium als Alternative vorleben, kann eine Erneuerung des Menschen, der Gesellschaft und der Kirche gelingen.

Den Weg muss uns vor allem das grösste, unteilbare Gebot der Liebe zu Gott und zum Nächsten weisen. Dabei muss uns vor Augen bleiben, dass auch der Feind unser Nächster ist. Nächstenliebe ist freilich nicht nur Gesinnung. Sie schliesst auch jene Gerechtigkeit ein, die jedem das seine gibt. Katholische Soziallehre gehört in jene Verkündigung mit hinein, welche die Kirche der Gesellschaft schuldet.

In den Spannungen zwischen den Generationen muss es christliche Familien als Zellen der Erneuerung in unserem Volke geben. Familien, die Geborgenheit schenken und auch dann in Liebe den Kindern zugetan sind, wenn Konflikte das Miteinander erschweren. Alle Gesellschaftspolitik muss diesem Ziel dienen. Weil es manchen Familien an bergender Kraft gefehlt hat, sind viele junge Menschen zu Terroristen geworden.

Jetzt ist die Aufgabe der Jugendseelsorge, sich bewusst in den Dienst der Kirche zu stellen, jungen Menschen die Botschaft Christi zu verkünden und sie in christliche Lebenshaltungen einzuführen. Solche Jugendseelsorge bedarf unser aller Unterstützung.

Der Religionsunterricht aller Schularten muss vor allem die Frage nach dem Sinn des Lebens und nach dem Heil aus dem Glauben in die Mitte seiner Unterweisung stellen. Er kann nicht nur in Wissensvermittlung bestehen, sondern muss immer auch auf die Hinführung zum Glauben und zum Leben in kirchlicher Gemeinschaftabzielen.

Entscheidendes hängt auch von den katholischen Publizisten in der Profan- und Kirchenpresse, in den Rundfunk- und Fernsehanstalten ab. Ihr kluges, kritisches und aufbauendes Wort wird in der verwirrenden Vielzahl der Meinungen immer wichtiger.

Neubesinnung und Gesundung eines Volkes gehen von Gemeinschaften Gleichgesinnter aus, die für dieses Ziel beten, opfern und arbeiten. Unsere katholischen Verbände und Organisationen sollen solche Gemeinschaften sein, die missionarisch wirksam werden in Kirche, Gesellschaft und Staat.

Wo immer wir auch stehen, müssen wir ernst machen mit unserer Hoffnung, die über Welt und Zeit hinausführt und gerade so die Kraft gibt, Welt und Zeit zu bestehen.

Verabschiedet vom Ständigen Rat der Deutschen Bischofskonferenz am 10. April 1978 in Würzburg.

Neue Bücher

Kollision oder Konfrontation?

Manchmal sehen Christen in Bertolt Brecht (1898–1956) bloss den Kämpfer gegen die Religion, den es auf jeden Fall zu bekämpfen gilt. Indessen: wer verfolgt, folgt. Man lässt sich seinen Standort diktieren. Die eigene Position wird blind verteidigt statt kritisch hinterfragt. Es kommt zur Kollision zwischen Weltanschauungen und nicht zur Konfrontation. Gerade Religionslehrer und Erwachsenenbildner aber werden bestätigen können, dass Brecht-Texte, wenn man sie nicht bloss als Aufhänger für Apologetik benützt, unglaublich viel hergeben, wenn es um Gottesfragen und Kirchenbild, um Religion und Christentum geht.

Einer Auseinandersetzung mit Brecht kann man nicht dadurch entgehen, dass man ihn mit Etiketten versieht – Marxist, Kommunist, Atheist – und sich Positiverem zuwendet. Das beweist Hans Pabst in seiner jüngst erschienenen Untersuchung über «Brecht und die Religion»[1]. Im Vorwort betont der Verfasser, dass Brechts Atheismus besonders in der theologischen Literatur, aber nicht nur in ihr, vorausgesetzt und deshalb kaum kritisch beleuchtet werde. Anhand eines übersichtlichen Forschungsberichts dokumentiert er, dass bis dahin eine Untersuchung fehlt, die sich mit der Funktion des Gottes*bildes* bei Brecht auseinandersetzt. Eben dieser Aufgabe unterzieht sich Pabst in seiner Studie.

Ein erstes Kapitel ist der «Funktion der Gottesbilder für das Verhalten der Christen» bei Brecht gewidmet. Nicht Brechts Gottesverständnis, sondern seine Darstellung «christlicher» Verhaltensweisen bildet das Thema dieses Abschnitts. Dabei wird Brechts Kritik an drei Fehlhaltungen der Christen herausgestellt: ein falsch konzipiertes Opfer-, Trost- und Gebetsverständnis. Konkret bedeutet das: Gottesglaube verleitet nach Brecht die Christen dazu, gesellschaftliche Missstände nicht zu verändern, sondern sie als auferlegtes *Opfer* zu ertragen; Religion erscheint nicht als wirksamer Protest gegen bestehendes Unrecht, sondern als *Vertröstung* auf ein besseres Jenseits; Gottesvertrauen tritt anstelle menschlicher Eigenverantwortlichkeit, so dass *Beten* die Alternative zum Handeln darstellt, ein Alibi für verpasste Chancen und vertane Gelegenheiten. Christentum wird so zu einer Religion der Resignierten und der Deklassierten; es lenkt von den gesellschaftlichen Aufgaben ab und führt zur Innerlichkeit und verhindert so, die Ursachen des Elends aufzudecken und zu beseitigen. Diesen marxistischen Glaubenssatz illustriert Brecht in all seinen bedeutenden Stücken.

Weil das von Brecht kritisierte Verhalten der Christen Rückschlüsse erlaubt auf seine Gottesvorstellungen (die er den Christen unterstellt), befasst sich Pabst in einem zweiten Kapitel konsequenterweise mit der «Eigenfunktion der Gottesbilder», wobei er weniger thematisch und mehr entwicklungsgeschichtlich vorgeht. In Brechts prämarxistischer Phase (1914–1926) fällt die Vorentscheidung: *Weil* es kein Jenseits gibt, der Tod also das letzte ist, kann *folglich* auch Gott nichts weiter sein als eine – allerdings folgenschwere – Täuschung. Diese Problematik, die der frühe Brecht vor allem in der Lyrik (und dabei nicht selten in formaler Anlehnung und gleichzeitiger radikaler Uminterpretation der Bibel und christlichen Gedankengutes; vgl. «Hauspostille») aufgreift, entfaltet er breiter in den Lehrstücken der marxistischen Periode (1926–1932). Gott erscheint nun als Lückenbüsser, als Hüter der bestehenden Ordnung und damit als Komplize der Herrschenden, als Jenseitsvertröster und schliesslich als eine «rein geistige Beziehung» («Dreigroschenoper», «Happy End», «Die heilige Johanna der Schlachthöfe», «Die Mutter»). Die negativen Auswirkungen solcher Gottesvorstellungen auf Individuum und Gesellschaft, die der Dramatiker daraus ableitet, erläutert Pabst am Brecht der «grossen Stücke» (1932–1956), wobei er vor allem auf die kirchenstützende, die geschäfts- und kriegslegitimierende und die stabilisierende Funktion des Gottesbildes für die herrschende Moral hinweist («Mutter Courage und ihre Kinder», «Leben des Galilei», «Herr Puntila und sein Knecht Matti», «Der gute Mensch von Sezuan», «Der kaukasische Kreidekreis»).

Während sich die bisherige Untersuchung des Brechtschen Werkes mit der individuellen Beziehung der Christen zu ihren Gottesbildern befasste, wird die Thematik in einem dritten Kapitel ausgeweitet auf den Problemkreis «Die Gottesbilder und die Kirche». Dass Brechts Kritik an der Gestalt Jesu und an der Bibel in diesem Zusammenhang zur Sprache kommt, hat seinen Grund darin, dass der Kirche so die Grundlage entzogen werden soll. Diese aber hat nach Brecht stets herrschaftsstabilisierenden Charakter, den sie unter Berufung auf Jesus und die Schrift durch den Besitzanspruch auf absolute Wahrheit und autoritäres Handeln ausbaut und festigt. Die Kirche ist für Brecht keine theologische, sondern eine Machtfrage. Er stellt sie auf eine Ebene mit anderen totalitären Machtapparaten. Aufschlussreich scheint hier eine Bemerkung Brechts bezüglich seines «Galilei»: «In dem vorliegenden Stück fungiert die Kirche einfach als Obrigkeit... Es wäre nur höchst bedenklich, gerade heute eine Angelegenheit wie die des Kampfes Galileis um die Freiheit der Forschung zu einer religiösen zu stempeln. Dadurch würde das Augenmerk in unglücklichster Weise von heutigen reaktionären Obrigkeiten ganz und gar unkirchlicher Art abgelenkt» (zit. S. 193).

Mit seiner Untersuchung legt Pabst eine umfassende Analyse der Gottesbilder und ihrer Funktion bei Brecht vor, deren Wert hier nicht durch kleinliche Kritik geschmälert werden soll. (Im ersten Teil des dritten Kapitels etwa, wo Brechts Jesusbild behandelt wird, dürfte eine dem Kontext Rechnung tragende Interpretation des «Horenliedes» aus «Mutter Courage» nicht fehlen.) Etwas enttäuschend nach der glänzenden Analyse aber wirkt nun der letzte Teil der Studie, «Versuch einer theologischen Antwort». Was hier über christliches Gottesbild, marxistische Religionskritik und politische Theologie *unserer Zeit* referiert wird, stellt zwar zweifellos eine Antwort dar auf die Anfragen des Dramatikers.

Aber: sind also Brechts Einwände *nur* auf die Bühne gebrachte Vorurteile? Oder könnten seine Götzenbilder vielleicht von einer landläufigen (nicht falschen aber möglicherweise zweideutigen oder simplifizierenden) Verkündigung oder gar von einem die Zeichen der Zeit übersehenden und/oder ignorierenden Lehramt mitverursacht sein? Welches Echo hat Brecht zu Lebzeiten in kirchlichen Kreisen gefunden? Ein theologisches Urteil über diesen Schriftsteller wird erst dann möglich, wenn seine Behandlung der Gottesfrage vor dem Hintergrund der damaligen protestantischen und katholischen Theologie und der kirchlichen Verkündigung gesehen wird. Manche These Brechts könnte sich so als Anti-These, als einseitige Reaktion auf Einseitigkeiten, somit eben doch als damals teilweise berechtigte Kritik erweisen. Der Verfasser stellt ja selbst fest: «Eigenartigerweise aber trifft sich Brechts Kritik an bestimmten Gottesvorstellungen in vielen Punkten mit der Kritik heutiger Theologie» (S. 230).

Josef Imbach

[1] Hans Pabst, Brecht und die Religion, Styria Verlag, Graz/Wien/Köln 1977, 304 S.

Amtlicher Teil

Bistümer Basel, Chur und St. Gallen

Einführungskurs für Kommunionhelfer

Samstag, 10. Juni 1978, 14.30 bis 17.30 Uhr, findet in Luzern ein Einführungskurs für Laien in die Kommunionspendung statt. An diesem Kurs können Laien teilnehmen, die bereit sind, die Kommunion während des Gottesdienstes auszuteilen und sie auch Kranken zu bringen. Die Ordinariate empfehlen den Pfarrern, geeignete Laien für diesen Dienst auszuwählen und sie bis zum *1. Juni 1978* beim Liturgischen Institut, Gartenstrasse 36, 8002 Zürich, anzumelden. Die Teilnehmer erhalten vor der Tagung eine persönliche Einladung. Ein weiterer Kurs findet im Herbst in Zürich statt.

Bistum Basel

Sitzung des Seelsorgerates vom 2./3. Juni 1978 im Franziskushaus Dulliken

Der Rat behandelt als Haupttraktandum:

Priestermangel und Gemeinden.

Bischofsvikar *Anton Hopp,* Präsident

Im Herrn verschieden

Oswald Notter, Pfarrer, St. Niklaus

Oswald Notter wurde am 16. Dezember 1921 in Niederrohrdorf geboren und am 29. Juni 1948 zum Priester geweiht. Stationen seines Wirkens waren Lengnau (Vikar 1948–1951), Wohlen (1951–1956 Pfarrhelfer, 1967–1976 Pfarrer), Würenlingen (Pfarrer 1956–1967) und St. Niklaus (Pfarrer seit 1976). Er starb am 7. Mai 1978 und wurde am 11. Mai 1978 in Oberrohrdorf beerdigt.

Bistum Chur

Ernennungen

Lic. paed. *Hans Leu* erhielt, im Einverständnis mit der Deutschschweizerischen Ordinarienkonferenz, am 12. Mai 1978 durch Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach die kirchliche Beauftragung für den Dienst als Bundespräses des Schweizerischen Jungwachtbundes. Er bleibt noch bis Frühjahr 1979 teilamtlich auch als Religionslehrer am Theresianum Ingenbohl tätig. Seine Privatadresse: Seestrasse 109, 6052 Hergiswil, Telefon 041 – 95 15 06.

Bistum St. Gallen

Adressänderung

Der auf 1. Mai 1978 resignierte Spitalpfarrer *Alban Kalberer* wohnt abhin an der Ludretikonerstrasse 3, 8800 Thalwil (ZH), Telefon 01 – 720 91 84.

Die Meinung der Leser

Kirche und Telearena

Unter diesem Stichwort berichtet W. Zurfluh (SKZ Nr. 19, S. 288 f.) von den Initiativen der «Arbeitsstelle für Radio und Fernsehen», die Telearena-Sendung zur Homosexualität publizistisch aufzufangen. Durch einen intensiven Einsatz scheint dies auch weitgehend gelungen zu sein. Die Arbeitsstelle hat hier also sinngemäss funktioniert und dafür gebührt ihr der Dank gerade auch seitens der Seelsorger und Theologen. W. Zurfluh bedauert dabei die «harzige Mitarbeit der Theologen», deren Aufgabe es ja wäre, einer Arbeitsstelle die entsprechenden Grundlagen zu liefern. Ist es aber wirklich nur, wie es der Artikel andeutet, Mangel an Interesse oder Mut, was hier (fast) den Ausfall der Theologen bedingte?

Mindestens ebenso bedeutsam scheint mir dabei auch das relativ späte Reagieren der Arbeitsstelle selber: Ende Februar sei der Beschluss gefasst worden, die Sendung publizistisch vorzubereiten. Das heisst nur gut einen Monat vor dem Sendedatum, das doch einer Fachstelle länger schon bekannt gewesen sein musste (zurzeit werden die Daten bis Ende 1978 angegeben). Diese Zeitspanne scheint aber für eine solche Initiative zu knapp. Dazu ein persönliches Beispiel: Als Vorstandsmitglied der Theologischen Kommission der Bischofskonferenz und Moraltheologe hätte ich wohl zu den Angesprochenen gehört. Trotz aller Einsicht in eine entsprechende Verpflichtung zur Mitarbeit und aller diesbezüglichen Bereitschaft gehörte aber auch ich zu den Unerreichbaren. Eine beruflich bedingte Auslandabwesenheit von einem Monat (2. 3.–5. 4.) hatte zur Folge, dass ein Anruf der Arbeitsstelle mich erst am 7. April, fünf Tage vor der Sendung erreichte. Dass da nur mehr technische Information und keine Mitarbeit mehr möglich war, versteht sich. – Ob dies nur ein Einzelbeispiel ist?

Dass die Bereitschaft der Fachtheologen gerade auch im konkreten Anspruch gefordert ist, darin bin ich mit W. Zurfluh völlig einig, und wo sie fehlte, wäre dies ein echter Mangel. Nur allein genügt sie nicht. Um sie auch wirklich nutzen zu können, bedarf es nicht weniger der vorausschauenden Planung.

Franz Furger

Das Kapuzinerinnenkloster St. Karl wurde 1608 in Attinghausen gegründet und nach einem Brand 1676 nach Altdorf verlegt. Dort übernahmen die Schwestern die Mädchenschule des Ortes, die sie heute noch betreuen (Mädchenprimarschule und Handarbeitsschule). Daneben arbeiten Schwestern, die Kommunität zählt heute unter der Leitung von Frau Mutter Maria-Clara Brunner 27 Schwestern, in der Hosteinbäckerei; sie besorgen ferner die Kirchenwäsche für die Pfarrei.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. Ivo Fürer, Bischofsvikar, Sekretär des Rates Europäischer Bischofskonferenzen, Klosterhof 6b, 9000 St. Gallen

Dr. Max Hofer, Bischofssekretär, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn

Dr. P. Josef Imbach OFMConv, Dozent, Via del Serafico 1, I-00142 Rom

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor
Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7—9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22

Mitredaktoren
Prof. DDr. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27
Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12
Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate
Raeber AG, Frankenstrasse 7—9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22, Postcheck 60 - 162 01

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 52.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 62.—; übrige Länder: Fr. 62.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Einzelnummer Fr. 1.50 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

Gruppendynamische Seminare 1978

Methodenkurse

Einführung in die themenzentrierte Interaktion TZI

(nach Ruth Cohn)

Kursleiterin: Dr. Elisabeth Waelti, Höheweg 10, 3006 Bern

Thema: Wie kann ich durch lebendiges Lehren und Lernen meine Erlebnisfähigkeit vertiefen und berufliche Konflikte in der Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen besser bewältigen?

Adressaten: Leiter von Arbeitsgruppen aus allen Bereichen: Sozialarbeiter, Pfarrer, Psychologen, Lehrer usw.

Termine:

3.– 7. Mai 3.– 7. Juli	Hünigen
17.– 21. Juli 2.– 6. Oktober	Dulliken
31. Juli – 4. August	Einsiedeln
25.– 29. September	Fribourg

Kurskosten: Fr. 250.–. Einzahlung auf Postcheckkonto Waelti 30 - 66 546. Gilt als definitive Anmeldung.

Unterkunft: Vollpension pro Tag ca. Fr. 38.–

Hätten Sie Interesse nach Lenzburg (AG) zu kommen? Die katholische Kirchgemeinde Lenzburg sucht

Katecheten/Katechetin

für die Erteilung von Religionsunterricht an allen Stufen und für weitere Mitarbeit in vielfältigen Aufgaben unserer Diasporapfarrei.

Offenheit, Beweglichkeit und die Fähigkeit mit anderen zusammenzuarbeiten, sind für unsere Verhältnisse unerlässlich.

Anstellungsbedingungen gemäss den Richtlinien des Synodalrates des Kantons Aargau.

Auskunft erteilt: Katholisches Pfarramt Lenzburg, Bahnhofstrasse 25, Telefon 064 - 51 22 92.

Bewerbungen sind zu richten an: Katholische Kirchenpflege, General-Herzog-Strasse 39, 5600 Lenzburg, Telefon 064 - 51 36 08.

Raymund Schwager

Brauchen wir einen Sündenbock?

239 Seiten, Karton, Fr. 26.40

Gewalt und Erlösung in den biblischen Schriften.

Die aufsehenerregende neue Theorie René Girards über den Ursprung und die Rolle der Gewalt im gesellschaftlichen Leben ermöglicht eine neue Interpretation der biblischen Schriften. Raymund Schwager, Professor für dogmatische Theologie an der Universität Innsbruck, hat dieses Problem in der Bibel spannend und lebendig dargestellt.

Zu beziehen durch:
Buchhandlungen Raeber AG,
6002 Luzern, Telefon 041 - 22 74 22

In Einsiedeln in zentraler, ruhiger Lage

moblierte Einzimmer-Wohnung

mit Kochnische, eigenem Bad und WC auf 1. Juli zu vermieten. Zentralheizung, Garten, evtl. eigene Garage, eigener Telefonanschluss.

Anfragen unter Telefon 055 - 53 43 06.

Pfarrei St. Josef Bazenheid (SG)

sucht baldmöglichst einen

vollamtlichen Katecheten

für Mittel- und Oberstufe (Abschluss- und Sekundarklassen), insgesamt 14 bis 16 Lehrstunden.

Ebenso: Mitarbeit im Kindergottesdienst (sonntags) und Schulmesse (werktags); Führung der Jugendvereine und Gelegenheit auch zur Predigt. Dem Wunsch und der Fähigkeit des Bewerbers entsprechend kann der Tätigkeitsbereich erweitert werden.
Anforderung: abgeschlossene Ausbildung als Katechet (wenn möglich etwas praktische Erfahrung).
Wir bieten: gute Entlöhnung entsprechend dem übernommenen Arbeitspensum, inklusive Sozialleistungen und Pensionskasse wie üblich; angenehme Wohnmöglichkeit; nicht zuletzt nebst guter Zusammenarbeit möglichst freies Wirken und Gestalten im eigenen Arbeitsbereich.

Weitere Auskunft betreffend Arbeitsbereich erteilt: Pfarrer Franz Xaver Mäder, 9602 Bazenheid, Telefon 073 - 31 13 09.

Bewerbungen sind zu richten an: Richard Osterwalder, Kirchenratspräsident, Neugasse 4, 9602 Bazenheid, Telefon 073 - 31 19 19 oder 073 - 31 21 13.

Neuanfertigung und Reparatur von kirchlichen Geräten.

Renovation von Antiquitäten
(Zinn, Kupfer, Silber)

Feuervergolden + Verzinnen
Reliefs und Plastiken in verschiedenen Metallen.

Josef Widmer, Silberschmied,
Dorngasse 29, 8967 Widen (AG)
(Werkstätte Bremgartenstrasse 59)
Telefon 057 - 5 46 20

seit 1880

- **Opferstöcke**
- **Sakristeitresore**
- **Stahl-Tabernakel**

Prospekt C 95 gratis.

Langenberg Tresorbau
Berg. Gladb. Str. 829
D-5 Köln 80 / Tel. 68 12 43

Hans Küng

Existiert Gott?

Leinen gebunden, 878 Seiten, Fr. 43.30

Existiert Gott? Hans Küng spielt mit offenen Karten. Seine Antwort wird heissen: Ja, Gott existiert. Und man kann auch als Mensch des 20. Jahrhunderts durchaus vernünftig an Gott, ja an den christlichen Gott glauben.
In diesem Sinne ergänzen sich die Bücher «Christ sein» und «Existiert Gott?» und gehen nahtlos ineinander über.

Zu beziehen durch:
Buchhandlung Raeber AG, 6002 Luzern, Tel. 041 - 22 74 22

Die römisch-katholische Kirchgemeinde **Reussbühl** sucht auf Schulbeginn 1978 (23. August 1978) einen/eine

vollamtlichen Katecheten
vollamtliche Katechetin

vorwiegend für die Erteilung des Religions-Unterrichtes an der Ober- und Mittelstufe. Dazu kommt die Mitarbeit in der Pfarrei-Seelsorge, besonders auf dem Gebiet der Jugendarbeit und Jugendführung.

Besoldung entsprechend der Ausbildung, gemäss Besoldungs-Regulativ der Kirchgemeinde Reussbühl und den Richtlinien des Katechetischen Institutes.

Weitere Auskünfte erteilen gerne:
Hans Lässer, Präsident des Kirchenrates, Staldenhöhe 24c, 6015 Reussbühl, Tel. 041 - 55 47 53, oder das katholische Pfarramt Reussbühl, Tel. 041 - 55 29 54.

Schriftliche Anmeldungen sind erbeten an den Präsidenten des Kirchenrates.

Orgelbau

Ingeborg Hauser
8722 Kaltbrunn

Tel. 055 - 75 24 32
privat 055 - 86 31 74
Eugen Hauser

Erstklassige Neubauten, fachgemässe Orgelreparaturen, Umbauten und Stimmungen (mit Garantie).

Rauchfreie
Opferlichte

in roten oder farblosen Kunststoffbechern können Sie jetzt vorteilhafter bei uns beziehen.
Keine fragwürdigen Kaufverpflichtungen.
Franko Station bereits ab 1000 Lichte.
Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG
6210 Sursee, Tel. 045 / 21 10 38

Gesucht für katholisches Pfarrhaus in Deutschland

Haushälterin
(30–50 Jahre) (Bergstrasse)

welche ausser Haushalt Interesse zeigt an Telefon- und Bürodienst. Putzfrau vorhanden. Gehalt nach Vereinbarung.

Verbindung bitte aufnehmen mit Frau M. Silbermann-Christgen, Telefon 041 - 53 10 75.

Besitzen Sie noch keinen

Tonfilm-Projektor 16 mm?

Dann melden Sie sich bei uns. Wir werden Ihnen eine ausserordentlich günstige Offerte unterbreiten für einen neuen **Bauer P 7** (meistgekaufter Schulapparat in Europa). 5 Jahre Garantie.

Cortux-Film AG, Rue Locarno 8
1700 Freiburg
Telefon 037 - 22 58 33

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
055 53 23 81

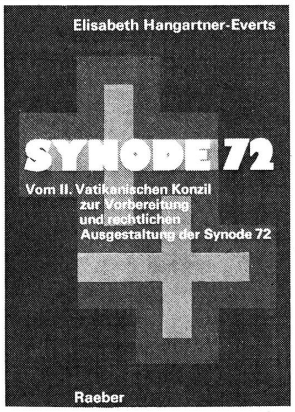
Die katholische Kirchgemeinde Uznach such auf Herbst 1978

Katecheten (Katechetin) oder Laientheologen

Die Hauptarbeitsgebiete sind: Religionsunterricht, vorwiegend auf der Mittelstufe und Oberstufe, Jugendseelsorge, Erwachsenenbildung, Mitgestaltung von Schul- und Jugendgottesdiensten.

Die Anstellung erfolgt auf Grund der geltenden Richtlinien.

Interessenten sind gebeten, sich mit dem Präsidenten des KVR, Herrn J. Güntensperger, Zürcherstrasse 62, 8730 Uznach, Telefon 055 - 72 20 35, in Verbindung zu setzen.



170 Seiten, broschiert, Fr. 18.80

Der 1. Teil befasst sich mit dem schweizerischen Synodenunternehmen im Lichte des II. Vatikanischen Konzils. Der 2. Teil informiert über das Zustandekommen unseres typisch schweizerischen Synodenkonzeptes und im 3. Teil wird gezeigt, wie es zur flexiblen Rechtsordnung zwischen bewährter Tradition und konziliarem Fortschritt kam.
Das Buch richtet sich nicht nur an Personen, die in irgendeiner Weise an der Synode beteiligt waren, sondern vermittelt allgemein Interessierten den Einblick in ein denkwürdiges kirchliches Unternehmen.

Buchhandlung Raeber AG
Frankenstrasse 9, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22

A.Z. 6002 LUZERN

00247023 63000
PFAMMATTER JOSEF DR.
PRIESTERSEM.ST.L
7000 CHUR

20/18.5.78